

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 63 (1943)  
  
**Artikel:** Dr. Johannes Hotze : das Leben eines Arztes aus der Goethezeit  
**Autor:** Stettbacher, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985574>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Dr. Johannes Hohe.

## Das Leben eines Arztes aus der Goethezeit.

Nach Briefen, insbesondere an Lavater, erzählt  
von Prof. Hans Stettbacher.

### Inhaltsverzeichnis

|                                                            |     |
|------------------------------------------------------------|-----|
| Bur Einführung . . . . .                                   | 112 |
| 1. Herkunft . . . . .                                      | 113 |
| 2. Studienzeit . . . . .                                   | 116 |
| 3. Erste Praxis . . . . .                                  | 120 |
| 4. Unruhen in Schwyz . . . . .                             | 124 |
| 5. Dr. Hohe und Heinrich Pestalozzi . . . . .              | 133 |
| 6. Bekanntschaft mit Joh. Caspar Lavater . . . . .         | 137 |
| 7. Dr. Joh. Georg Zimmermann . . . . .                     | 142 |
| 8. Hohe in Lavaters Bekanntenkreis . . . . .               | 148 |
| 9. Hohes Stellung zu Lavaters religiöser Haltung . . . . . | 160 |
| 10. Die Familien Crinsoz und de Neufville . . . . .        | 168 |
| 11. Die politische Bewegung am Zürichsee . . . . .         | 173 |
| 12. Hohes Reise durch Deutschland 1796 . . . . .           | 178 |
| 13. Stimmen aus der Heimat . . . . .                       | 181 |
| 14. Ausklang . . . . .                                     | 187 |
| 15. Stammtafel . . . . .                                   | 191 |
| 16. Quellen und Literatur . . . . .                        | 192 |
| 17. Personenverzeichnis . . . . .                          | 192 |

### Bur Einführung.

Das vorliegende Lebensbild ist aus Pestalozzistudien hervorgegangen. Schon Professor Otto Hunziker hat sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß sich von Doktor Hohe, dem zu seinerzeit so berühmten Arzt, nur spärliche Nachrichten er-



halten hätten. Damals war der Nachlaß Lavaters noch nicht zugänglich; heute gestatten die 230 darin enthaltenen Briefe Hokes, das Leben des bedeutenden Arztes und Menschen zu umreißen. Daß es aus Briefen erschlossen werden mußte, mag eine gewisse Herbheit der Form erklären und entschuldigen. Auf Ausschmückung und Zutat wurde verzichtet. Das Bild ist echt. Und Hokes Leben und Wirken ist tief genug, um auch in dieser Form etwas bedeuten zu können. Mag nun das Buch als das aufgenommen werden, was es sein möchte: schlichter Bericht über ein Leben, das in seiner Hingabe und Treue ins Zeitlose hinüberraagt.

Ein Namenverzeichnis am Schluß dieser Arbeit gibt Auskunft über die im Text genannten Persönlichkeiten, soweit sie sich genauer bestimmen ließen. Dabei leisteten das Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz und die Allgemeine Deutsche Biographie wertvolle Dienste.

### 1. Herkunft.

In der Kirche zu Richterswil am Zürichsee verkündet eine Inschrift, daß Dr. Johannes Hoke und Senator Sebastian de Neufville aus Frankfurt am Main das Spendgut der Gemeinde gestiftet hätten, das als Hoke-Stiftung heute noch segensreich wirkt.

Wenn man aus jener Kirche ins Freie tritt, so steht man vor einem Landschaftsbild von seltener Lieblichkeit. Der Hang mit den Obstbäumen und den schmucken Häusern des Dorfes senkt sich zum See, aus dessen Spiegel zwei Inseln emporragen: die Ufenau mit ihrem Kirchlein und die schilfumstandene Lüzelau. Sie weisen hinüber nach jener Halbinsel, auf der das Städtchen Rapperswil mit seinem Schlosse liegt. Jenseits des Dammes, der sich dort durch den See zieht, dehnt sich der Obersee nach den Bergen hin, die in weitem Bogen das ganze Landschaftsbild umschließen und zu seiner Lieblichkeit wuchtige Größe fügen.

In dieser schönen Gegend ist das Geschlecht der Hoks aus der Stille und Verborgenheit zu jenem Ruhme emporgestiegen, der ihm in drei Gestalten fast zur selben Zeit geworden ist: in Johannes Hoke, dem Arzt, dem diese Zeilen gelten, in seinem Bruder, dem österreichischen Generalfeldmarschall-

Lieutenant, und in ihrem Vetter, dem weltbekannten Heinrich Pestalozzi (vergleiche die Stammtafel auf Seite 191).

Seinen Aufstieg verdankt das Geschlecht dem ärztlichen Berufe, dem sich eine Generation nach der andern zuwandte. Seltsamerweise geschah das eben zu der Zeit, da den Bewohnern der zürcherischen Landschaft das Studium größtenteils verwehrt war. Es mußte ein ungewöhnlicher Weg eingeschlagen werden: zwei Generationen der Hoß traten in fremde Kriegsdienste und übten dort das Amt eines Feldscherers aus. Mit reichen medizinischen Kenntnissen und Erfahrungen kehrten sie in ihre Heimat zurück und gewannen da rasch großes Ansehen und reichen Zuspruch. So bildete sich der Großvater unseres Johannes Hoße — Jakob Hoß (1653 bis 1732) — im Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel zum tüchtigen Chirurgen aus, um dann in seiner Heimatgemeinde Wädenswil als Arzt zu wirken. Es spricht für das hohe Ansehen dieses Mannes, daß er in zweiter Ehe Anna Esther Escher, die Tochter des Landvogts zu Wädenswil, heimführte. Freilich wurde ihm die junge Gattin schon nach kurzer Ehe durch den Tod entzissen; sie starb 1693 an den Pocken. Aus der dritten Ehe, mit Barbara Haab, gingen dann jene Kinder hervor, die unser Interesse besonders beanspruchen: Johannes Hoß (1705—1776), der Vater unseres Doktors Hoße, und als letztes von fünfzehn Geschwistern Susanna Hoß, die Mutter Heinrich Pestalozzis.

Drei Brüder der Mutter Pestalozzis wandten sich der Chirurgie zu. Johannes Hoß vervollkommnete seine Kunst in königlich-französischen Diensten und zwar bei dem deutschen Regiment Royal Bavière. Er siedelte bei seiner Heimkehr nach Richterswil über, um dort den Beruf als Arzt auszuüben. Laut einem Eintrag in der Gemeinderrechnung vom Jahre 1742 bezahlte am 23. Heumonat 1739 „der Chirurg, Leib- und Wundarzt Johannes Hoß zu Richterswil“ 20 Gulden Einzugsgeld.

In den amtlichen Aufzeichnungen erscheint er zunächst als Lieutenant Johannes Hoß, Chirurg. Später hat er die Stelle eines Hauptmanns in der Landmiliz bekleidet, bei den damaligen Verhältnissen zwischen Stadt und Landschaft ein ungewöhnliches Zeichen des Vertrauens und der Anerkennung. Auch hier überrascht uns die Verbindung mit einem stadtzürcherischen Geschlecht. Im Jahr 1732 erfolgt die Vermählung mit Judith Gefner, der Tochter eines angesehenen Magistraten

der regierenden Stadt. Das Pfarrbuch nennt als Taufpaten der Kinder dieses Paares Junker Heinrich Escher, Magdalena Escher von Zürich, Diakon Simmler, Anna Katharina Geßner von Zürich, Landvogt Johann Heinrich Hirzel, Frau Dorothea Geßner.

Der Chirurg Johannes Hoß in Richterswil, Pestalozzis Onkel, zum Unterschied von seinem berühmten Sohn „der alte Doktor Hoß“ genannt, scheint als Arzt bedeutendes Ansehen genossen zu haben. „Gelehrsamkeit besaß er wenig“, schreibt der Biograph seines Sohnes, des Generals, „dafür einen richtigen Blick. Die Sicherheit, mit der er seine Verordnungen aussprach, soll seinen Kranken Zuversicht und Achtung eingeflößt haben. Er schenkte der Diät mehr Aufmerksamkeit, als damals üblich war; man erstaunte über die lange Liste verbotener Speisen, die er seinen Patienten zustellte“.

Die erfolgreiche berufliche Tätigkeit dürfte schon dem Großvater Pestalozzis, dem Chirurgen Hoß zu Wädenswil, bedeutenden Wohlstand gebracht haben. Darauf deutet auch das Erbe hin, das Pestalozzis Mutter ihren Kindern hinterließ; die Mittel hatten ihr nach dem frühen Tode ihres nicht wohlhabenden Gatten immerhin die Führung des Haushaltes und die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder gestattet. Pestalozzi erzählt, wie sie darauf hielt, daß ja keine Ehrengabe unterblieb. Die Herkunft aus ländlicher Familie hat sie darin wohl besonders empfindlich gemacht. Der Bruder in Richterswil mag den vom Vater überkommenen Wohlstand bedeutend gemehrt haben und sein Sohn, Doktor Hoße, galt später als reich.

Man könnte vermuten, daß Heinrich Pestalozzi bei seinen Verwandten in Wädenswil und Richterswil jene Not des Landvolkes kennen gelernt habe, von der in seinem Lebenswerk so oft die Rede ist. Doch hat Pestalozzi selber betont, daß ihm jene Not durch den Aufenthalt beim Großvater in Höngg weit eher bekannt geworden sei, als bei seinen Besuchen in Richterswil und Wädenswil. „Meine Verwandten am See jammerten nicht besonders; im Gegenteil, viele von ihnen hatten freundschaftliche Liaisons mit den Stadtbürgern und einen zu feinen Weltton, um hierüber sich einzulassen und zu äußern.“

Im „Doktorhause“ zu Richterswil, wo sich Heinrich Pestalozzis Mutter bei ihrem Bruder so oft Rat holte, wuchsen drei

Söhne heran, die, wie es scheint, alle zum Medizinstudium bestimmt wurden. Diethelm, der mittlere, starb neunzehnjährig als Student der Medizin; Johannes, der älteste der drei Brüder, unser Doktor Hoze, sollte sich nach der Ansicht des Vaters der innern Medizin zuwenden; für den raschen jüngsten, Johann Konrad, ward die Chirurgie ausersehen. Der Ortspfarrrer Johann Konrad Füzli zu Veltheim bei Winterthur, der sich als Erzieher eines besonderen Rufes erfreute, nahm den jüngsten Hoz — vielleicht auch den älteren Bruder — in sein Haus auf, um ihn zum Studium vorzubereiten. Am 25. Mai 1754 trat Johann Konrad in die philosophische Klasse des Kollegiums Karolinum in Zürich ein, während der ältere Bruder im selben Frühjahr die Universität Tübingen bezog. Den jüngeren aber vermochte das Medizinstudium nicht zu halten: die Ueberlieferung berichtet, daß der Vater einer Neigung des Sohnes für den Militärstand entsprochen und ihm durch einen Bekannten am württembergischen Hof Empfehlungen zum Eintritt ins Heer verschafft habe. Jedenfalls zeigt das Nationalregister der herzoglich-württembergischen Armee unter dem Datum des 12. Oktober 1758 folgenden Eintrag: „Johann Konrad von Hoz, ein Schweizer“. Aus dem stud. med. Hoz, wie er sich noch in Zürich geschrieben hatte, war ein „von Hoz“, Kornett im Kürassierregiment von Phull, geworden. Wilhelm Meyer-Ott, sein späterer Biograph, vermutet, Hoz habe das „von“ seinem Namen ohne Umstände vorgesetzt, wie es damals in solchen Diensten, bei denen der Adel als Erfordernis für Offiziersstellen galt, üblich war. Schon im Februar des folgenden Jahres wurde Hoz zum Lieutenant befördert und nahm als solcher an den Kämpfen des Siebenjährigen Krieges teil.

Der ältere Bruder Johannes hatte inzwischen die Studien, die in des Vaters Apotheke in Richterswil ihren Anfang genommen, in Zürich und Leipzig fortgesetzt und in Tübingen abgeschlossen.

## 2. Studienzeit.

Durch Zufall ist uns ein Brief Hozes an Chorherr Gefner erhalten geblieben, in dem der junge Medizinstudent über seine Aufnahme in Leipzig und über die ersten Eindrücke an der dortigen Universität berichtet. Er dankt einleitend für die



Empfehlungsbriefe, die ihm der „hochedelgeborne, insonders hochgeehrteste Herr Chorherr, sein schätzbarster Gönner“, nach Leipzig und Halle mitgegeben hat. Die Briefe haben jenen Nutzen gebracht, den man sich „vom Schutze eines so teuren Gönners“ versprechen kann. Offenbar waren die Briefe nach Leipzig an die Professoren Ludwig und P. Rästner gerichtet, und jener besonders nahm sich des jungen Studierenden an, beschrieb ihm die Hochschule, zeigte ihm, was seinen Zwecken dienen konnte, bot ihm seine Hilfe an und stellte ihm seine große Büchersammlung zur Verfügung. Kurz hierauf machte Hoze die Bekanntschaft des berühmten Dr. Hebenstreit. Die ersten Vorlesungen, die er hörte, befestigten den Entschluß, in Leipzig zu bleiben, und ein Besuch bei seines Vaters Schwester, die als Frau Weber in Leipzig verheiratet war und ihm ein Zimmer anbot, trug vollends zu seiner Beruhigung bei.

Und nun erzählt er Geyner von den ersten Eindrücken in den Vorlesungen. Wir vernehmen, daß Dr. Ludwig durch seine Geschäfte, insbesondere durch eine weitläufige Praxis, verhindert werde, viele Vorlesungen zu halten. Bei ihm kann Hoze dermalen nur eine Vorlesung über Splanchnologie hören; bis Ostern aber verspricht er eine solche über Pathologie und Therapie und dieser sollen klinische Übungen angeschlossen werden. Professor Hebenstreit liest ein ganzes System der Medizin, ferner ein Kolleg über Chirurgie nach Platner. Bei Dr. Quermalz, dem Ältesten der Fakultät, besucht Hoze ein chemisch-pharmazeutisches Kolleg.

Die Weihnachtsferien hat er zu einer Reise nach Halle benützt, um Geheimrat von Büchner zu übergeben, was Geyner ihm zu bestellen auftrag. Es handelt sich um zwei Kupferstiche zur Botanik. „Alle Kenner der Kräuterkunde“, lobt Hoze, „werden ein so vollkommenes und seinem Verfasser würdiges Werk mit gleicher billiger Sehnsucht bald fertiggestellt wünschen“. Geheimrat Büchner, erfreut über die Sendung Geyners, zeigte Hoze eine besondere botanische Sammlung von etwa 1200 Abdrücken, die man dadurch erhielt, daß man Pflanzen mit Druckerschwärze bestrich und dann auf Papier preßte. Hoze findet die meisten sehr deutlich und einzeln so schön, „daß sie billig einem gemeinen Kupferstich vorzuziehen“.

Bei Anatomie-Professor Böhmer in Halle sah Hoze eine Reihe von Präparaten, die Böhmer zum Teil schon beschrieben

hatte, zum Teil in nächster Zeit zu behandeln gedachte. Er übersendet seinem Gönner Chorherr Geßner eine Schrift, die Geheimrat von Büchner jenem zu bestellen aufgetragen hatte, und fügt eine Abhandlung von Dr. Ludwig bei. Zugleich bittet er für Dr. Hebenstreit um eine Gentianenart (*Gentiana lutea major*), wie sie in den Alpen sich findet. Wenn ihm Geßner einige Samen davon senden könnte, würde er sich sehr verbunden fühlen.

„Leipzig ist ein Ort“, so schließt Hoze seinen Brief an Chorherr Geßner, „der Schätze von dieser Art in Menge besitzen soll, und wenn ich von dero Befehlen hoffen darf, so werde ich mich allmahl auf das geflissenste bestreben, zu zeigen, wie gerne ich im kleinen thue, was ich nach Schuldigkeit im größern zu leisten unvermögend bin, und wie ich mit aller ersinnlichen Hochachtung und Ergebenheit Zeitlebens beharre

Hoch Edelgebohrner

Insonders Hochgeehrtester Herr Rorherr  
Dero

Unterthänigster, gehorsamster Diener

Leipzig,

Hoz

16. Januar 1756.

bei H. Weber, Kaufmann, aus Zürich.

In Leipzig lernte Hoz eine Familie Du Bos kennen, die der Dichter Gellert oft besuchte und vorzüglich schätzte. Diese Kreise haben dem jungen Mediziner den Aufenthalt in jener Stadt „lebenslang unvergeßlich“ gemacht.

Zwölf Jahre später, da Gellert starb, schreibt Hoz an Lavater: „Unser theurer Gellert ist vermutlich jetzt“ — der Brief datiert vom 26. Dezember 1769 — „Einwohner einer bessern Welt... bei seinem göttlichen Erlöser, den er inbrünstig geliebt und dringend gepredigt hat — man schreibt mir vom 9. dies, er liege seit neun Tagen an einer Verstopfung, die keine Arznei auflösen möge — und man warte alle Augenblicke auf sein Ende“. In der That starb Gellert am 13. Dezember 1769.

In Leipzig mag Johannes Hoz seinem Geschlechtsnamen das „e“ angefügt haben, das auch der Bruder, der spätere General, angenommen hat, so daß beide bald nach der frühern Art mit „Hoz“, bald in der neuen als „Hoze“ bezeichnet werden.

Den medizinischen Doktorgrad hat Johannes Hoz am 23. Januar 1758 in Tübingen erworben. Seine Dissertation

behandelte den Einfluß der Rinderbäder. Schon zwei Jahre früher hatte er seine Dissertation „*de Calore, ut causa morbi et novae valetudinis in rationibus chymicis*“ in Leipzig drucken lassen.

Während des Studienaufenthaltes in Deutschland scheinen auch Beziehungen zu Frankfurt und Karlsruhe geknüpft worden zu sein. „Zu Frankfurt“, schreibt Hoze später an Lavater, „bist Du in dem Kreise gewesen, in welchem ich die besten Tage meiner Jugend verlebt habe — und zu Karlsruhe bei meinem ältesten akademischen Freund, der's immer herzlich gut mit mir meinte“. Es handelt sich vielleicht um den Hofrat Ring, von dem später des öftern die Rede ist. 1771 sucht Hoze einen Hofmeister für zwei Söhne der Witwe Sarrazin in Frankfurt und nennt dabei auch die Familie Gontard. „Ich würde es für einen großen Segen meines Lebens halten, wenn ich diesen Leuten auf eine solche Weise danken könnte“, schreibt er an Lavater. Kurz darauf kann er mitteilen, daß für den Bewerber, einen Herrn Zimmermann, zehn Carolinen unverlangtes Reisegeld eingetroffen seien. „Ich weiß, daß er zu einer vortrefflichen Familie kommt — und ich will zu Gott hoffen, daß er ihrer Erwartung entsprechen wird“. Bis Petersburg reichten Hozes freundschaftliche Verbindungen. So ist er bereit, sich für den jungen Blumer aus Glarus an einen Freund zu wenden, welcher der Akademie in Petersburg angehört.

Enge Freundschaft verband unsern Hoze mit dem spätern Winterthurer Stadtarzt Johann Heinrich Sulzer (1735 bis 1814). Dieser hatte einige Jahre vor Hoze in Tübingen doktort, dann in Straßburg naturkundliche Studien betrieben. Er wurde Mitarbeiter an verschiedenen medizinischen Zeitschriften, insbesondere lieferte er in das medizinische Archiv des Chorherrn Rahn in Zürich wichtige Beiträge. Durch ihn wurde die Impfung der natürlichen Rinderpocken in Winterthur eingeführt und ein erster Versuch mit der Impfung der Schukpocken vorgenommen. Ein kleines Werk „*Kennzeichen der Insekten*“ zeugte von naturwissenschaftlichen Studien im Sinne Linnés und eine größere Arbeit „*Abgekürzte Geschichte der Insekten*“ bildete 1776 den Beschluß solcher Studien.

In den Briefen Pestalozzis an Anna Schultheß ist Dr. Sulzer oft erwähnt. Er interessierte sich für die Erfahrungen, die Heinrich Pestalozzi bei Schiffoi sammelte. Pflanzensen-

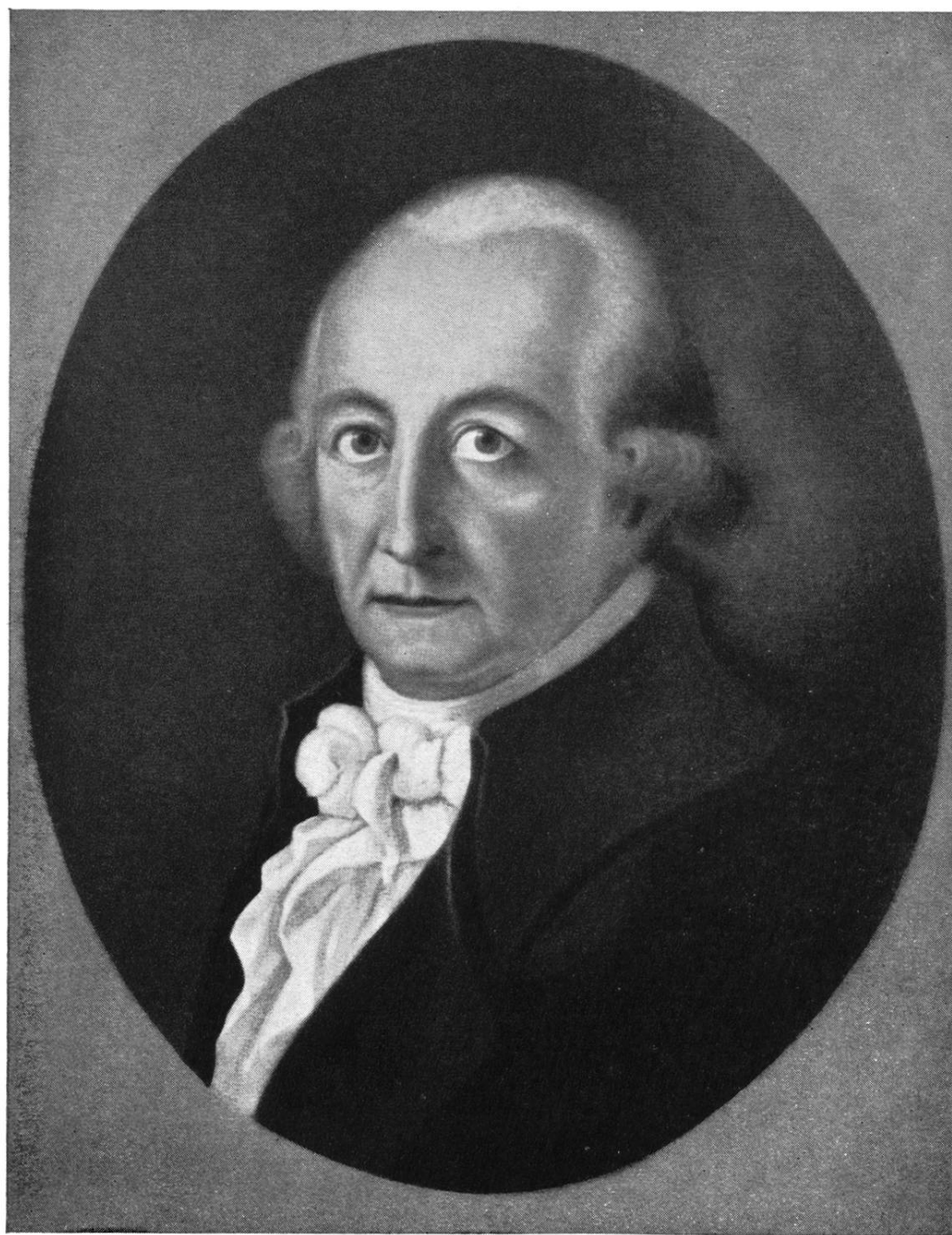
dungen und Berichte gingen von Kirchberg über Zürich nach Winterthur. Denn Doktor Sulzer führte auf seinem kleinen Landgute selber Versuche im Anbau von Pflanzen durch, deren Ergebnisse von Landwirten im großen verwertet wurden. Er beschäftigte sich mit der Pflanzung der Kartoffel, verschiedener Futterkräuter, war ein Freund der Baumzucht, des Gartenbaues, der Bienenzucht, der Blumenpflege. Zur Veredlung und Verbesserung der Obstsorten legte er eine Pflanzschule an und bemühte sich um Einführung neuer Baumarten, so der italienischen Pappel, der wilden Kastanie, der Akazie, der Trauerweide, des amerikanischen Platanus. Die Versuche, welche Sulzer mit dem Krappbau mehrere Jahre lang anstellte, mußten ihn für Tschiffelis und Pestalozzis Erfahrungen interessieren. Sie sollten beweisen, daß solche Pflanzungen bei geschickter Behandlung auch auf undankbarem Boden mit Nutzen betrieben werden könnten. — Mit seinen vielseitigen Interessen stand so Sulzer zwischen seinem Freund und Kollegen Dr. Hoze und dem um die Landwirtschaft bemühten Pestalozzi, und es mag für Hoze eine Freude gewesen sein, seinen jüngeren Vetter Pestalozzi als Landwirt zur Geltung zu bringen, für Pestalozzi wiederum erfreulich, von Männern wie Sulzer beachtet zu werden. Pestalozzi gibt dieser Freude in den Briefen an Anna Schultheß deutlich Ausdruck.

### 3. Erste Praxis.

Mit der Rückkehr in die Heimat begann für Johannes Hoze die mühsame Praxis eines vielbeschäftigten Landarztes. Hatte schon der Großvater als „berühmter und erfahrener Chirurgus und Medicinae Practicus“ gegolten, so erweiterte der Vater seine medizinische und chirurgische Praxis noch mehr, und der Sohn nahm nun an der Seite des Vaters diese Praxis auf und brachte sie zu höchstem Ansehen.

Freilich wird die Last mit den Jahren zu groß, namentlich als der alternde Vater sich allmählig von der Praxis zurückzieht. In den Briefen an Lavater mehren sich mit der Zeit die Klagen über das Drückende, Mühsame und Zerstreuende des Berufes, über das „tägliche Mietlingsleben“. „Meine Arbeit übersteigt weit meine schwachen Kräfte“, heißt es schon in einem Briefe von 1772, „mein Beruf ermüdet und erschöpft





Dr. med. Johannes Hohe  
27. Juni 1734 bis 4. Juli 1801  
Ölporträt von F. M. Diogg

mich“. „Ich bin überschwenglich beschäftigt“, klagt er 1781. „Ohnmächtig erlieg ich fast unterm Frühlingszulauf meiner Älpler“. Man gewinnt den Eindruck, Hoze sei zu unvermittelt in eine äußerst strenge Praxis hineingekommen und den großen Anforderungen einer solchen hätten seine körperlichen Kräfte nicht standgehalten. Er klagt über „eine erbärmlich fiebrische Mattigkeit“, gegen die er immer, wie gegen einen Strom schwimmen müsse.

Dem Vater gegenüber kannte der junge Doktor Hoze nur eines: Gehorsam und treue Ergebenheit, wie denn Treue überhaupt ein Grundzug seines Wesens war. So wie er nach Abschluß seiner Studien gleich in die Heimat zurückkehrte, um den Vater in der ärztlichen Praxis zu unterstützen, so erhielt ihn die Rücksicht auf den alternden Vater trotz verlockender Angebote seiner Heimat; er ist — solange der Vater lebte — nur für kurze berufliche Reisen von Richterswil weggegangen. „Mitreisen!“ schreibt er 1775 auf eine Einladung Lavaters hin, „ach, ich kann nicht mehr reisen, um meines alten, schwachen Vaters willen, der hier zu Bett liegt“.

Die Inanspruchnahme wurde eine immer stärkere, das Ansehen Hozes wuchs; auch Kollegen schätzten ihn außerordentlich hoch ein. „Daß Sie doch unsern lieben Hoz noch konsultierten, den Mann, den ich unter allen lebenden Kollegen in Absicht des Berufs am höchsten schätze“, schreibt 1791 der Winterthurer Stadtarzt Sulzer an Jakob Sarasin in Basel. In der Tat war der ärztliche Wirkungskreis Dr. Hozes ein außerordentlich großer; seine Krankenbesuche führten ihn nach Einsiedeln und Schwyz, gelegentlich, wie es scheint, bis Luzern, nach Glarus und in den Thurgau, nach Wettingen, Frauental und Hallwyl im heutigen Aargau. In Glarus waren ihm Landammann von Tschudy, Statthalter Heer, die Familien Blumer und Schindler befreundet; in Schwyz nahmen die Familien Reding und Hedlinger seinen ärztlichen Rat in Anspruch. Hoze scheint in hohem Maße das Vertrauen seiner katholischen Mitbürger gewonnen zu haben. In den Siebzigerjahren und um 1780 behandelte er den Fürstabt von Einsiedeln. In Briefen an Lavater berichtet er über den Gesundheitszustand des Abtes. „Soeben komme ich vom Fürsten zurück, der zwar ein besseres Aussehen, aber auch mehr Husten von St. Gallen her mitgebracht hat“. Um 1780 weilte Hoze am Sterbebett des Abtes;

er übernachtete in Einsiedeln. Besondere Freundschaft scheint Hoze und Lavater mit Pater Johannes Schreiber verbunden zu haben. „Ich komme soeben von Einsiedeln und bringe Ihnen viele Grüße von unserem rechtschaffenen Pater Joannes“, erzählt er 1771. Auf der Durchreise nach Einsiedeln weilte der Priester Krummenacker im Doktorhause zu Richterswil und ersuchte Hoze um eine Empfehlung an den Sekretär des Bischofs von Konstanz, den Hoze wohl von ärztlicher Behandlung her kannte. Eine Nonne von Münsterlingen bat Hoze um ein schriftliches Zeugnis darüber, wie sie und Schwester Elisabeth krank gewesen seien; sie bestätigte ihrem Arzt von Zeit zu Zeit ihre Gesundheit und bestrebte sich, Hoze zum Katholizismus zu bekehren. Hoze mag über solche Versuche gelächelt haben; sicher ist, daß er dem katholischen Volk der Innerschweiz überaus wohl gesinnt war und mit manchen Familien, auch mit einzelnen Priestern in freundschaftlicher Verbindung stand. Da er Jahrzehnte später vom Übertritt eines Paters Alois Jauch hörte, schrieb er an Lavater: „der will reformiert werden — und ich — in der Angst meiner Seele — hätte können in der entferntesten Berg-Clause — catholisch werden! — wenn nur Christus verkündigt wird“.

Von der beruflichen Inanspruchnahme und der Art, wie Hoze den Beruf des Arztes auffaßte, zeugt auch ein Brief aus dem Jahre 1773 an Lavater:

„Auf Deinen Brief vom 18. Oktober antworte ich so lange nicht, weil eine schnelle Reise nach Hallwil mir zwei Drittel der vorigen Woche wegnahm. Die alte vortreffliche Frau von Hallwil lag auf dem Todtbette. Ich verließ sie mit einiger Hoffnung am dritten Tage, empfing am Freitag gute Nachricht, aber gestern leider keine. — Erfahren hab ich neuerdings, wie man den Menschen so wohl macht, wenn man schlechterdings nichts sucht, als behülflich zu sein, auch wenn man schon nicht wirklich helfen kann.

Die alte und die junge Frau sind mir innig lieb geworden.“

Klagen in den Briefen an Lavater zeigen immer wieder, daß die beruflichen Pflichten oft die Kräfte des gewissenhaften Arztes übersteigen. Um Weihnachten 1771 hat er „unruhige, arbeitsvolle Feiertage“. Eine Faulfieber-Epidemie im Kanton Schwyz nimmt ihn stark in Anspruch, und wenn er auch von augenscheinlichem Segen in der eigenen Praxis sprechen kann,

so bedeuten die Nachtreisen, die er zu Pferd oder im Wagen ausführen muß, doch eine schwere Belastung. Dazu kamen die Patienten im eigenen Heim: „Ich habe ein Haus voll Gäste und voll Arbeit“.

Über Weihnachten 1781 fährt er in den Kanton Bern: „Am Sonntag reise ich nach Landschut zu einem sterbenden Landvogt de Watteville — der vor mir auf den Knien liegt — um ihn wenigstens aufzuheben, wenn ich sonst nichts thun kann...“ Dem Brief an Lavater legt Hoke „ein Scherflein in die Armenkassette bei, nach dem Maße und am Ende dieses schweren, finsternen Jahres, das mich, wie billig, tief gebogen, aber — Gott sei gelobt — nicht ganz gedrückt hat“.

Die Briefe an Lavater sind oft unterwegs auf den Arztfahrten geschrieben, bald auf dem Wege nach Einsiedeln oder Glarus, dann wieder von Wettingen oder Kreuzlingen aus, manchmal auch auf dem Marktschiff, das die Dörfer am See mit Zürich verbindet.

Bis ins Bergtal von Engelberg führen ihn seine Arztreisen. Nach einem Besuch beim Fürstabt jenes Klosters schreibt der junge Mediziner aus Richterswil an seinen Gönner und Freund, den Canonicus Salomon Schinz in Zürich, im November 1762: „Engelberg ist ein Ort, wo man alle Freunde hinführen sollte, um die Wunder der Schweiz ganz nahe beisammen zu sehen“.

Hokes Tätigkeit galt den verschiedensten Zweigen der ärztlichen Kunst; besonderes Ansehen muß er nach Aufzeichnungen Sarazins im Gebiet der Geburtshilfe erlangt haben. Er selbst spricht von Erfahrungen in der Behandlung der Epilepsie, indem er darauf hinweist, daß ihm gründliche und glückliche Heilungen heftiger epileptischer Konvulsionen und selbst eingewurzelter Epilepsien dadurch gelungen seien, daß er „von seiner Lieblingstheorie Gebrauch machte, die Ursache im Unterleib zu suchen, in Fehlern der Verdauungsorgane“.

Als Beugnis für Hokes Ansehen mag hier noch eine Stelle aus dem „Tagebuch einer kleinen Schweizerreise“ angeschlossen werden, das Johann Konrad Maurer, Pfarrer an der französischen Kirche in Schaffhausen, zum Verfasser hat: „In Richterschwyl, einem schönen Dorfe, aßen wir zu Mittag... In dem Zimmer hing das Portrait des berühmten Herren Doktor Hoke; ein schönes, vielversprechendes Gesicht! — Wir betrachteten seine Wohnung, welche eine herrliche Lage hat.



Sie besteht aus zwei ziemlich großen Gebäuden, deren Schönheit und Heiterkeit schon viel zur Genesung der Kranken, die sich etwa bei ihm aufhalten, beitragen muß, sowie überhaupt der Aufenthalt an diesem schönen Ort, verbunden mit dem Glauben an den Arzt, das meiste zur Verrichtung der glücklichen Curen mitwirken mag“.

Mit einer Reihe von Kollegen verband ihn von seiner Studienzeit her dauernde Freundschaft, so mit Dr. Sulzer, dem Stadtarzt von Winterthur, mit Dr. Scherb in Bischofszell, mit Dr. Brunner in Dießenhofen. Letzteren schildert er 1782 als einen „lieben, guten, feinen, treuen Menschen, einen geschickten Arzt, der viel wußte“, leider in einer Kleinstadt wirken mußte.

Seinen Bauern am See und in der Innerschweiz fühlte sich Hoze herzlich verbunden. Als er um 1786 den Ruf an einen Fürstenhof ablehnte, schrieb er an Lavater: „Wenn ich einen Ruf in die Ferne ausschlug, so tat's auch mein Gewissen und die Überzeugung, daß ich Schwacher nirgends und am wenigsten an einem Hofe sein könnte, was ich noch auf diesem Fleck und für dies Völklein bin“.

Um so tragischer müssen jene Vorgänge in sein Leben eingewirkt haben, die ihn schließlich doch zum Verlassen der Heimat zwangen.

#### 4. Unruhen in Schwyz.

Die enge Verbindung Doktor Hozes mit der Innerschweiz wirkte sich in besonderer Weise aus, als in den sechziger Jahren wegen des Bündnisses mit Frankreich in Schwyz Unruhen ausbrachen. Hoze muß damals mit dem Zürcher Bürgermeister Landolt in enger Beziehung gestanden haben und von diesem aufgefordert worden sein, über die Vorgänge in Schwyz zu berichten. Die Tatsachen sind folgende:

1763 erließ Frankreich eigenmächtig, ohne vorher die Einwilligung der Schweiz einzuholen, ein neues Dienstreglement für jene Schweizertruppen, die im Dienste des französischen Königs standen. Generallieutenant Nazar von Reding berichtete darüber an die Schwyzer Regierung und wurde von dieser zum Widerstande gegen die Maßregeln des französischen Hofes aufgemuntert. Als Gegenschlag entzog Frankreich dem Orte



Schwynz die Pensionen und die Salzlieferungen aus Burgund. Das hatte zur Folge, daß am Fuße des Mythen die Entrüstung gegen Frankreich wuchs; man fühlte sich in seiner Souveränität bedroht. Die Kapitulation mit Frankreich wurde verworfen und eine Buße von tausend Gulden für denjenigen angesetzt, der wieder von Zustimmung spräche. Freilich konnte man sich nicht entschließen, gesondert vorzugehen; man wünschte Zusammenschluß mit den übrigen Ständen. Zu den gemeinsamen Beratungen in Solothurn wurden Landammann Franz Anton von Reding und Bannerherr Jütz abgeordnet. Im November 1764 kam die neue Kapitulation mit Frankreich wirklich zustande; sie wurde von allen katholischen Kantonen mit Ausnahme von Schwyz angenommen. Auf diese Ablehnung antwortete Frankreich mit strengen Maßregeln: alle Schwyzer in französischen Diensten wurden entlassen. Darob große Erbitterung in Schwyz. Heftige Angriffe richteten sich gegen Landammann Franz Anton von Reding und gegen Bannerherr Jütz, die für Verständigung mit Frankreich eingetreten waren. Eine Landsgemeinde sollte die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen und zugleich den Bericht des Generals von Reding anhören.

Im ersten der uns erhaltenen Berichte Hokes an Bürgermeister Landolt — datiert vom 24. Februar 1765 — ist nun von jener Landsgemeinde die Rede, die stattfinden soll, um den Bericht des Generals von Reding entgegenzunehmen. Die aus Frankreich zurückgekehrten Soldaten scheinen — nach Hokes Bericht — sich auf die Seite der unzufriedenen Bauern gestellt zu haben und beide Gruppen sind entschlossen, eher zu trozen, als nachzugeben. Zug und Unterwalden „spitzen schon die Ohren“ — die Unzufriedenheit scheint auch dort groß zu sein.

Hoke ist offenbar bestrebt, aus Schwyz neue Nachrichten zu erlangen. Es gelingt ihm, entscheidende Stellen aus jenem Schreiben kennen zu lernen, das Reding von der französischen Regierung erhalten hat. Dieses Schreiben war eigentlich nicht an den Rat von Schwyz gerichtet; es war der Abschied, den Reding und die subalternen Offiziere zu Paris erhielten. Aber es war durch einen Wachtmeister ruchbar geworden, daß der Abschied harte Worte enthielt. Der General und die Offiziere wurden vor den Rat berufen und mußten die Schriften vorlegen. Hätte man zu diesem Zeitpunkt eine Landsgemeinde

nicht verhindern können — vermutet Hoze — so hätte das Volk in seiner Wut die vom König eigenhändig unterzeichneten Papiere durch den Henker verbrennen lassen.

Hoze hat keine vollständige Kopie jener Schrift erlangen können, aber aus dem Munde des Landsecckelmeisters Hedlinger hat er — mit der Bitte um Verschwiegenheit — die wichtigste Bemerkung kennen gelernt. Sie lautet — in sinngemäßer Übersetzung aus dem Französischen etwa so: „Seine Majestät, indem sie der Würde der Krone Genüge leistet, will sich des Loses der Offiziere und Soldaten jenes Kantons annehmen, da sie unschuldige Opfer der Starrköpfigkeit eines unvernünftigen Volkes sind. Sie gewährt ihnen im Hinblick auf ihre persönliche Treue und ihre guten Dienste dieselben Stellen, die sie vorher inne hatten, vorausgesetzt, daß sie auf die Zugehörigkeit zu ihrem Lande verzichten“.

Einige Gardesoldaten sollen sich wieder davongeschlichen haben und nach Frankreich gegangen sein. Ihnen will man die Thüre zum Vaterland auf ewig zuschließen. Der General selbst hat sich aus dem Getümmel entfernt und weilt im Nonnenkloster zu Seedorf bei seiner frommen Schwester.

Frau Bannerherr Jük schrieb an Hoze: „Sint einem paar Tage ist neuerdings ein entsetzliches Feuer unter uns und der Mann mit dem besten Gewissen muß zittern“.

Eine neue Landsgemeinde steht bevor. Es ist zu befürchten, daß Landammann von Reding mit andern Ratsmitgliedern seines Amtes enthoben werde.

All das berichtet Dr. Hoze an die Tochter des Bürgermeisters, die ihm als Patientin besonders nahe stehen mag oder von ihrem Vater damit betraut ist, die Korrespondenz zu führen. Auf Mittwoch Mittag erwartet Hoze einen Expressen mit Nachrichten aus Schwyz. „Sie mögen syn, wie sie wollen, so habe ich dje Ehre, sie mit erster Gelegenheit einzuberichten. Jetzt bitte ich nur noch, mich bei Dero gnädigen Herrn Papa und Frau Mamma zu Gnaden zu empfehlen. Auch Ihnen empfehle ich mich ergebenst und habe dje Ehre, mit lebhaftester Hochachtung zu bleiben

Mademoiselle

Votre très humble et très obéissant Serviteur

J. Hoze, M. Dr.

Hoze hatte richtig vermutet. Am 19. März 1765 fand eine weitere Landsgemeinde statt. Als Reding sie eröffnen wollte, entstand heftiges Murren; man beschuldigte ihn und Jük, sie hätten die Instruktion überschritten. Das Landesschwert wurde — immer nach Hozes Bericht — dem Landammann entzogen. Landleute fielen mit Knüppeln über ihn her. Das erregte Volk wählte einen Gegner, Franz Dominik Psyl, zum Landammann. Jük und Reding wurden aller Ämter und Ehren entsezt und mußten jedem der Landleute für alle in dieser Angelegenheit gehaltenen dreiundzwanzig Sitzungen einen halben Gulden bezahlen. Die Buße belief sich für jeden der beiden Staatsmänner auf 37 900 Gulden. Als besondere Härte mußte es erscheinen, daß die Summe innert kürzester Frist bezahlt werden sollte.

Hoze scheint in jenen Tagen selber in Schwyz gewesen zu sein. Gleich nach seiner Rückkehr trafen die Söhne der beiden unglücklichen Staatsmänner bei ihm in Richterswil ein. Der folgende Brief an den Bürgermeister von Zürich berichtet:

Hochwohlgeborner

Gnädiger Herr Bürgermeister!

Diesen Augenblick kommen die beide junge Herrn von Reding und Jük, die Söhne der unglücklichen Herren Landammänner, angstvoll und eylendts anhero. Die gute, erbarmungswürdige Leute wußtens nicht, daß ichs bei meiner Abreise aus Schwejz schon vernohmen habe, daß die entseßliche Summe nicht mehr bis auf Maytag, nein bis auf dje nahe Ostern erlegt werden muß. Ich reise ohne Verweilen mit Ihnen davon und nach Einsiedeln, wo sie Hoffnung haben. Gott wolle um des erbärmlichen, zu fürchtenden Schicksaals willen, daß sie nicht leer seje! — Es komme heraus, was da will, so habe ich dje Ehre, es unterthänigst einzuberichten.

Die Landsgemeinden dauern fort. Der Herr Ranzler Weber sitzt noch gefangen. Zwej abgesandte Patres von Einsiedeln sind gestern zu Schwejz angelanget. — Das ist alles, was sie mir zu sagen wissen.

Ich habe das Glücke, mit tiefester Ehrfurcht zu bleiben  
Eüwer Hochwohlgeborn Gnaden etc

unterthänigster Diener

J. Hoze Dr.

Hoze muß einen besonderen Läufer verpflichtet haben, ihn über die Vorgänge in Schwyz zu benachrichtigen. Zudem trifft er — wahrscheinlich auf einer Arzttour — in Pfäffikon bei Richterswil den Schwyzer Landesfackelmeister Hedlinger und in Lachen am obern Zürichsee den Statthalter von Reding. So kann er am 20. März — unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Reise — der Tochter Landolts nach Zürich berichten, daß die „fatale Landsgemeinde am Tage zuvor abgehalten worden sei“. Sie ist nicht besser abgelaufen, als vermutet wurde. Erst wollte das Volk wissen, wer in lügenhafter Weise nach Paris geschrieben habe, die Landsgemeinde hätte ihre Leute heimgesprochen. Solches sei an keiner Landsgemeinde beschlossen worden. Sodann wurde der Vorschlag der Regierung verworfen, über die Vorgänge einen Bericht zu veröffentlichen. Als Landammann von Reding über die Verhandlungen mit Frankreich sprechen sollte, entstand ein tumultuariischer Wortwechsel. „Endlich“ — so berichtet Hoze nach Zürich — „brachen der Bauern letzte Gründe, die Schläge aus. Ein Kerl schlug mit einem Knotenstock nach dem Landammann und fehlte. Damit das nicht wieder geschehe, schlugen etliche miteinander — und trafen. Der gute Herr fiel zu Boden. Er richtete sich bald wieder auf und hub die Hände gen Himmel. Das war seine noch übrige Beredsamkeit; aber sie half nichts. Man riß ihn neuerdings nieder; er bekam drei Wunden am Haupt. Sein Blut muß endlich Mitleid erweckt haben, etliche von den bösen Bauern selbst nahmen den Herrn in Schutz und retteten ihn in ein nahes Haus, von da er ohne Hut und Perruque nach Hause kehrte“. Sobald er weg war, wurde er seines Amtes entsetzt und auf ewig für alle Ämter unfähig erklärt. Hoze erzählt, wie das Volk sofort zur Wahl eines neuen Landammannes schritt. Sie fiel auf einen gewissen Rats Herrn Pfyl, ein „junges, kleines Männchen“, den Hoze bisher für ein gutes, frommes Kind und weiter nichts gehalten hatte. „Nun ist er auf einmal das Oberhaupt eines fürchterlich wütenden Volkes — du lieber Gott! wie mag's dem gehen? — Er mußte auf der Stelle den Eid ablegen“. Und Hoze erzählt, wie während des Handgemenges mit dem regierenden Landammann der Panerherr Jütz einen günstigen Augenblick benützt habe, um unter dem Schutz zweier Kapuziner, die ihn in ihre Mitte nahmen, zu entfliehen. Die Bauern verfolgten ihn, wagten aber nicht, ihn



„zwischen den zwei frommen Rutten herauszureißen“. Es blieb bei Scheltworten. Hoze befürchtet freilich, daß diese Flucht nichts geholfen habe, denn auf den nächsten Sonntag ist wieder eine Landsgemeinde beschloffen und zwar mit dem Zusatz, General Reding solle sich auf diesen Tag, bei Verlust seines Habes und Gutes, stellen. „Mein Gott, dieser wirklich große und wahrhaft redliche Mann wird noch das unschuldige Opfer eines in Wut geratenen Pöbels werden“.

An der nächsten Versammlung sollen sich auch der Bannerherr Jütz, der ehemalige Landammann und jetzige Kanzler von Einsiedeln, Weber, der Statthalter Auf der Mauer und sämtliche Ratsmitglieder unfehlbar einfinden, wenn sie nicht ihre Ämter verlieren wollen. Da wird sich das Wichtigste entscheiden. Bereits ist beschloffen worden, daß alle noch in Frankreich weilenden Landsleute bis zum kommenden Gallustag bei Verlust ihres Bürgerrechtes nach Hause zurückkehren sollen.

„Ich schreibe so tumultuarisch, wie die Sache selbst ist, die ich erzähle“, schließt Hoze seinen Bericht.

In einem folgenden Brief an den Bürgermeister selbst erzählt Hoze von seinem Besuch mit den Söhnen Reding und Jütz in Einsiedeln. Die Verhandlungen waren in einer Viertelstunde beendet. Es ließ sich nichts erreichen, trotzdem der Vater Statthalter von Pfäffikon, ein Bruder des Landammanns Reding und Liebling des Fürstabtes, ein Bittschreiben mitgegeben hatte. Der Abt entschuldigte sich damit, es sei einerseits nicht genügend Barschaft vorhanden, andererseits könne er keine Zusage geben, ohne eine Versammlung des Kapitels zu veranstalten, und eine solche würde ohne Zweifel das Gesuch ablehnen.

„Ich habe nicht ratsam gefunden“, fügt Hoze bei, „mich dem Fürsten selbst vorzustellen, ehe ich wüßte, daß er sich in einige Unterhandlung einlassen wollte. Auf die lakonischen Berichte, welche die beiden jungen Herren aus dem fürstlichen Zimmer brachten, zogen wir uns im Stillen nach dem Gasthof zurück, und so hatte die ganze Expedition ein geschwindes und leider ziemlich trauriges Ende“.

Unerwartet traf Hoze in Einsiedeln den Landammann Hauser von Näfels, der trotz des schlechten Wetters eilends dorthin gekommen war. Hoze kennt ihn als Vertrauten des Fürsten und als einen Mann, dessen feine Ratschläge vielfach

in Anspruch genommen wurden. Er sagte voraus, daß das Gotteshaus für die Herren aus Schwyz kein Geld haben und auch keine Kaution leisten werde. Er ließ deutlich erkennen, daß er das Nachgeben, namentlich des Bannerherren Jük, mißbillige.

Während Hokes Anwesenheit traf im Gasthof in Einsiedeln ein Läufer aus Schwyz ein. Er brachte zwei Schreiben des Fürstabtes aus Schwyz unentsiegelt zurück. Der Bote erzählte, es sei an der Landsgemeinde ein Unterbruch der Verhandlungen bis nach dem Osterfeste beschlossen worden, doch bleibe der Kanzler Weber in sicherer Verwahrung. Man fürchte allgemein, der unglückliche Greis werde der Folter kaum entgehen. Dreihundert Schwyzer Bauern sollen den Entschluß gefaßt haben, dem Kloster einen Besuch zu machen und es eines Teiles seines Überflusses zu berauben. Es geht das Gerücht, der Fürst wolle „dieser Bemühung“ zuvorkommen. Hoke weiß zuverlässig, daß nach Pfäffikon der Befehl erteilt wurde, gewisse Kisten, die aus dem Kloster eintreffen würden, augenblicklich an einen sichern Ort nach Rapperswil zu verbringen.

Hoke kann nach Zürich die Abschrift einer Urkunde senden, in der Landammann und Rat von Schwyz versprechen, die Güter der Herren Carl Dominic Jük und Franz Anton Reding als Pfänder zu betrachten, wenn auswärtige Stände, Gotteshäuser und vermögliche Partikulare jene Summe leisten wollten, welche die Genannten der Landsgemeinde für Sitzungsgelder schuldeten. Es wird in der Urkunde die Summe von 80 000 Gulden genannt.

Aus folgenden Berichten Hokes an den Bürgermeister Landolt geht hervor, daß in der Nacht zum 3. April der junge Jük von Schwyz abermals zu Hoke kam und sich bemühte, auf die Osterfeiertage wenigstens die Summe von 3000 Louis neuvs zusammen zu bringen, damit auf der nächsten Landsgemeinde jedem Schwyzer wenigstens ein neuer Louis d'or ausbezahlt werden könne.

Es scheint, daß Hoke bereit wäre, für eine größere Summe zu bürgen, aber er fürchtet, daß er und sein Vater zu kleine, unbedeutende Figuren seien, um beim Magistrat zu Schwyz Einfluß zu haben, wenn sich Gefahr einstellen sollte. Er hofft, daß die Zürcher Zinskommission, die ihre Gelder gegen sicheres Unterpfand gerne durch die ganze Welt hergebe, wohl zu interessieren wäre, würden doch 5% Zins angeboten, während

die größte Sicherheit bestehe, da Bannerherr Jüz 60 000 Gulden an Gütern und Kapitalien hinterlegt habe, ohne die Mittel seiner Frau zu berühren, und Landammann von Reding 40 000 Gulden, seine ganze Habe, einsetze.

Hoze bittet den Bürgermeister, sich für eine solche Lösung zu verwenden. „Wie viele gedrückte, bejammernswerte Glieder zweier ansehnlicher Häuser werden sich den Segen Gottes für Euer Gnaden und Weisheit erflehen und die lebhafteste Verpflichtung ewig in den dankbarsten Herzen aufbehalten.“ Hoze scheint sich mit der gleichen Bitte „an seinen alten schätzbaren Gönner“, Rittmeister Biegler, gewendet zu haben, der Mitglied der Zinskommission ist.

Unterdessen gingen die Ereignisse in Schwyz weiter. Die Familien von Reding und Jüz stellten ihre Häuser, Güter und Kapitalien im Wert von hunderttausend Gulden zur Verfügung, um die Erlaubnis zu erhalten, außer Landes sich nach der nötigen Barschaft umzusehen. Ein Ausschuß von Ratsmitgliedern übernahm die verpfändeten Güter in Verwaltung. Landammann von Reding verließ mit seiner ganzen Familie Schwyz und zog nach Luzern; über die verwendeten Mittel hinaus hatte er offenbar in seinem Vaterland nichts zu verlieren. Bannerherr Jüz blieb im Kapuzinerkloster, während der Sohn mit dem Schreiben der Landsgemeinde durch das Land reiste und das Geld aufzutreiben suchte.

Noch ein weiterer vornehmer Schwyzer wurde das Opfer der Unruhen: Herr Ulrich, alt Landvogt in den Freien Ämtern, floh außer Landes. Über seine Güter wurde das Inventar ausgeschrieben; dabei zeigten sich so viele Schulden, daß eine Zuweisung der Güter an den Meistbietenden wahrscheinlich wurde. Nach und nach legte sich die Erregung des Volkes. Dem Kanzler Weber konnte trotz aller Nachforschungen nichts Fehlbares bewiesen werden. Hoze erwartet, daß er nach Ostern wieder auf freien Fuß gesetzt werde. Mit dem Gotteshaus Einsiedeln werde sich das Volk nicht in einen förmlichen Streit einlassen; man wünsche mit dem Fürstabt keine Auseinandersetzungen, darum habe man seine Briefe unentsiegelt zurückgesandt und die Patres nicht verhört. Die Rede vom Überfall auf das Kloster mochte bloßes Gerücht sein. Bei dieser Beruhigung darf Hoze erwarten, daß die Familien Reding und Jüz nach und nach wieder in ihre Ämter eingesetzt werden, wenn sie nur bald die

auferlegten Summen bezahlen können und geloben, den Bruch mit Frankreich ehrlich zu halten.

Am 11. April 1765 kann Hohe nach Zürich berichten, daß die Landsgemeinde vom Tage zuvor ruhig verlaufen sei. Der Kanzler Weber und der Statthalter Auf der Mauer seien aus den Gefängnissen entlassen worden; jenem habe man um seiner Kinder willen im Tone des Almosens die Buße erlassen.

Landammann Hauser von Näfels hält sich noch immer im Kloster Einsiedeln auf. Es ist möglich, daß er als Gesandter des Klosters nach Schwyz gehen wird, denn das Gotteshaus beklagt sich, daß die Landsgemeinde den Untertanen von Einsiedeln Rechte eingeräumt hätte, die dem Kloster zukämen, so daß dieses einen Schiedsrichter anzurufen gedenke.

Noch weiß Hohe nach Zürich zu berichten, daß es auch in Glarus nicht sehr ruhig zugehe. Die Schwyzer würden die katholischen Glarner dazu aufreizen, von ihren Gesandten Erklärungen über das Bündnis mit Frankreich zu verlangen. Und auch bei den evangelischen Mitbürgern wird Landammann Marty schlechtes Gehör finden, wenn er das Land bereden will, zwei französische Kompagnien zu bewilligen, deren eine sein Bruder führen soll. Nach Hokes Meinung wird er damit nicht durchdringen, soviel Mühe er sich auch geben mag.

Am 2. Mai 1765 muß Hohe nach Zürich berichten, daß eine neue Landsgemeinde stürmisch genug verlaufen sei. Die Bauern selber gerieten einander in die Haare; die Teilnehmer aus dem Flecken Muotatal sollen aus der Versammlung heraus und in einen Bach gedrängt worden sein. Aus dem Bericht Hokes scheint sich zu ergeben, daß der neue Landammann Pfyl seines Amtes schon müde ist und sich namentlich vor dem Besuch der Tagsatzung zu Frauenfeld scheut. Montag, Dienstag und Mittwoch hielt man weitere Landsgemeinden ab, die sich vor allem mit dem Prozeß beschäftigten und in einem gewissen Landvogt Rchling von Steinen ein neues Opfer fanden. Er wurde ehrlos und gewehrlos gemacht. Landammann von Reding soll von St. Gallen aus einen Brief übersandt haben und wenig Lust bezeugen, jemals wieder in sein Vaterland zurückzukehren; dagegen bat er, man möchte seiner armen Kinder schonen und die ihm anvertraut gewesenen Vogtgelder gewissenhaft übergeben.

Die Landsgemeinde, die am Auffahrtstage zu Schwyz abgehalten wurde, läßt nach Hokes Schilderung ganz deutlich



einen Umschwung erkennen. Ratsherr Pfyl wurde aller seiner Ämter enthoben. Er tat ein paar Tage darauf, begleitet von seiner Frau, eine Wallfahrt in schlechtem Pilgerkleid und weinte. General von Reding wurde seines Ausbleibens wegen zu einer Buße von etwa 3500 Talern verurteilt. Am Montag erhielten zwei Angehörige des Klosters Einsiedeln völlige Freiheit, zur Landsgemeinde zu reden; sie wurden in Ruhe angehört. Hoze schreibt die eingetretene Beruhigung dem Einfluß des neuen Statthalters Hedlinger zu.

Diese Berichte Dr. Hozes an Bürgermeister Landolt in Zürich lassen deutlich erkennen, wie vertraut der Richterswiler Arzt mit Bevölkerung und Begebenheiten der Inner- und Oberrheinischen Schweiz war. So wundern wir uns nicht, wenn der junge Heinrich Pestalozzi während seiner Besuche am See auch mit der Bevölkerung in den Bergkantonen in Berührung kam. Mit den beiden Ärzten, seinem Onkel Hoke und dem jungen Vetter, zog er oft genug über Land. Noch in der Langenthaler Rede des Jahres 1826 erinnert er sich — nun ein Achtzigjähriger — an jene Wanderungen. Er sprach in seiner Rede von dem guten, alten, einfachen Geist, besonders der gemeinen Volksklasse der katholischen Stände, und fuhr dann fort: „Ich bin in meinen jüngeren Jahren als naher Verwandter von Dr. Hoz, der als Arzt mit den benachbarten katholischen Ständen in täglichen Verhältnissen lebte, im Fall gewesen, diesen guten Geist vielseitig und sehr oft durch wiederholte Erfahrungen kennen zu lernen“.

Sehr wahrscheinlich hat Dr. Hoke auch den Jugendfreund Pestalozzis, Menalt, behandelt und ihm Hütten am Fuße des Gottschalkenberges zum Kuraufenthalt angewiesen, und eben Menalt mag jener gefährliche Irrlehrer gewesen sein, der Hütten für einen „séjour des amants“ hielt, weil um Hütten herum einsame Wege und Flur und Wiesen und schattige Bäume und Seen sind. Die Luft ist da so rein und atmet Freude und Wonne und Heiterkeit...

### 5. Dr. Hoke und Heinrich Pestalozzi.

In den Jahren, da Heinrich Pestalozzi seine Berufswahl zu treffen hatte, und später, da er um Anna Schultheß kämpfte, war Doktor Hoke der treue Berater des Paares. Wenn die

Überlieferung erzählt, Pestalozzi habe eine Zeitlang daran gedacht, Arzt zu werden, so mag darin ein richtiger Kern liegen; durch seine Verwandten mütterlicherseits mögen solche Pläne nahegelegt worden sein. Störungen der Gesundheit scheinen aber von langem Studium abgelenkt und zum Entschluß geführt haben, sich der Landwirtschaft zuzuwenden.

Im Briefwechsel Pestalozzis mit Anna Schultheß spielt der „junge“ Doktor Hoze keine kleine Rolle. Er war eben der angesehene Verwandte, der bei den Eltern Annas ein gewichtiges Wort einzulegen hatte. Frühzeitig wurde er ins Vertrauen gezogen. „Diese Nacht hat Doktor vieles mit mir geredet“, schreibt Heinrich Pestalozzi von Richterswil aus, „er weiß unsere Liaison und auch hier sehe ich Aussichten, die meine Hoffnungen und die Wünsche meines Herzens befördern“.

Später kann er mitteilen, daß Doktor Hoz „anfangs künftiger Woche“ nach Zürich komme, um mit den Eltern Annas als Verwandter Pestalozzis und im Namen dieser Verwandten zu sprechen. Aus einer spätern Briefstelle dürfen wir schließen, daß die Unterredung zustande kam und daß Dr. Hoz den Eindruck gewann, Annas Eltern würden schließlich nachgeben. „Wir wollen stille sein, bis Mama von Dr. Hoz von der Notwendigkeit unserer Verbindung unterrichtet sein wird“, heißt es in einem Briefe. Und nachdem Pestalozzi in einem heftigen Auftritt der Mutter Annas hart begegnet war, beschließt er, seine Prüfungszeit ohne Murren zu ertragen und später in seiner Abwesenheit durch Doktor Hoz seine Forderungen vortragen zu lassen. „Ich fürchte, Dr. Hoz hat auch zu kämpfen“, berichtet Anna im Hinblick auf seinen Besuch. Bald kann sie erzählen, daß ihr Freund eingetroffen sei. Sie hat sich zunächst mit ihm allein besprochen: „Dr. Hoz ist diese Woche hier gewesen, der angenehme, liebe, nützliche Schwäzer... Jörgli und Weiß waren bei uns, die mir wechselweise von Dir erzählten. Dr. Hoz aber hieß sie stillschweigend abgehen, denn uns war diese Zeit kostbar, allein zu schwätzen, was wir den folgenden Tag mit Papa und Mama reden wollten. Auch dieser Besuch brachte Vorteile. Stünde diese einnehmende Art, mit der Welt umzugehen, in meiner Gewalt, ich würde sie Dir heute noch schenken“. Am folgenden Tag sprach Dr. Hoz mit den Eltern Annas: „Er redete Mama an, wann sie mich wollte

zu Dir ziehen lassen. . . , sie sagte ganz ruhig und gut, sie sage weder ja noch nein zur Sache, worauf sie Doktor bei der Hand nahm und sagte, es sei ein lateinisches Sprichwort: Wer weder ja noch nein sage, der sage Ja“ . . . „Dr. Hoß lud mich vor den Eltern sehr ein“, erzählt Anna in ihren Briefen weiter, „und sagte, er wolle expreß kommen, mich zu ihm abzuholen, wenn ich anders nicht käme“. Anna hofft, ihren Geliebten in Richterswil zu sehen. „Doktor wird nichts abgeschlagen“, fügt sie triumphierend bei. Groß ist Annas Freude, wenn Dr. Hoße im Marktschiff jeweilen wieder nach Zürich kommt. „Er wird wiederum schwagen, der beste Mensch, der allerliebste Schwäger“, jubelt Anna in einem ihrer Briefe, „ich begleite ihn zu Mama“, zu Pestalozzis Mutter, nach dem „Roten Satter“.

So ist binnen kurzem Doktor Hoße auch Anna in Freundschaft verbunden. „Ich danke Dir für Dr. Hoßes Brief; hier hast Du ihn wieder. Er hat mir heute ganze vier Seiten geschrieben voll Freundschaft; ich will ihm antworten“. Und später scherzt sie: „Hier ist Doktors Antwort. Hast Du einmal meine heimlichen Briefwechsel erwischt, so lies sie auch“. Da die Eltern ihre Erlaubnis immer wieder vorenthalten, soll Annas Bruder Jacques zusammen mit Dr. Hoße auf Angabe eines bestimmten Zeitpunktes dringen. Auf den Monat August sollen sie das Wort von den geliebten Eltern bestimmt erhalten. Annas Entschlossenheit klingt aus den Worten: „Ich erwarte nun nichts mehr, als die Ankunft von Doktor Hoße“.

Längst ist dieser auch zum Berater in gesundheitlichen Fragen geworden. „Ich habe mit Dr. Hoß sehr ernsthaft über die Umstände meiner Gesundheit geredet“, bemerkt Pestalozzi im Hinblick auf allerlei Befürchtungen, die frühere Krankheiten ausgelöst hatten, „er will nicht die geringste Gefahr darin finden“. Und da neue Störungen sich zeigen, rät Anna Schultheß zu einer Kur in Richterswil. Auch sie nimmt ärztlichen Rat in Anspruch: „Ich wollte Dich bitten, mein Teurer, Herrn Hoß . . . zu sagen, daß ich seit einem halben Jahre immerfort heiser bin“, und Dr. Hoße verspricht, ein Tränklein zu senden, wenn Milch mit Salzwasser nicht helfen sollte. Pestalozzi mahnt zum Gehorsam: „Mein Kind, das bilde Dir nicht ein, daß Du ohne die Medizin von Dr. Hoß solltest gesund werden. . . . Nein, im Ernst, er findet notwendig, daß Du sie brauchst und schickt Dir auf Montag ein Rezept eines Trankes“. Dankbar-

keit gegen den Freund und Berater erfüllt die beiden Liebenden, da die lange Prüfungszeit endlich dem Abschlusse nahe ist. Nach der Heirat macht im Dezember 1769 das junge Paar seinen ersten Besuch in Zürich. Drei Tage hatte es bleiben wollen — es wurden drei Wochen daraus. Am Abend des ersten Weihnachtstages weilte man im „Roten Satter“ bei Mutter Pestalozzi, da kehrte ganz unerwartet Dr. Hoß an. „Wir sprachen ihn eine Stunde“, erzählt Anna in ihrem Tagebuch, „und versprachen ihm, morgen früh Kaffee mit ihm zu trinken“. Hoße hatte den folgenden Tag zu einem Krankenbesuch in Winterthur bestimmt. Früh um halb sechs traf man sich im „Roten Satter“ und fuhr gemeinsam mit dem Freunde über Land. „Ohne den Genuß seiner Gesellschaft zu rechnen, die uns nichts weniger als gleichgültig war, hatten wir tausend Vergnügen“. Pestalozzi und Anna fuhren am selben Abend noch nach dem Schloß Hegi hinaus und übernachteten dort. Am 27. aß das Paar bei Frau Rieter zu Mittag, allwo es der „Herzensfreund“ Dr. Hoße abforderte, um es heimzufahren. In den gleichen Tagebuchblättern finden wir im Januar eine Notiz, die wiederum auf ärztliche Weisungen hindeutet: „Auch haben wir den Rat Dr. Hoßes bis dahin befolgt und aßen nichts zu Nacht, seit wir wieder zurückkamen“.

Doktor Hoßes Rat galt auch den geschäftlichen Unternehmungen. Schon früh hoffte Pestalozzi, bei einem Landkauf „auf den jungen Doktor Hoß rechnen zu dürfen“. Dieser scheint großen Wert auf die Übernahme der Verwalterstelle im Ritterhause Bubikon gelegt zu haben. Er gab Pestalozzi Empfehlungen an Frau Statthalter Schmid, die Witwe des früheren Verwalters mit, die er von seiner ärztlichen Praxis her kennen mochte, und begleitete vermutlich den jungen Vetter persönlich nach Bubikon. — Auch zu der geschäftlichen Verbindung mit dem Bankhause Schultheß hat sich Dr. Hoße in einem Briefe geäußert, der uns leider nicht erhalten ist.

Aus mancher Briefstelle läßt sich erkennen, wie oft die Mutter Pestalozzi, die Schwester, aber auch Heinrich selbst in Richterswil weilten.

„Meine liebe Mutter ist in Richterswil, sonst hätte ich Dich schon gefragt, ob auch sie, sie allein unser Glück wissen dürfe“, schreibt Heinrich bald nach der heimlichen Verlobung mit Anna. Ein andermal berichtet er: „Morgen früh gehe ich nach Richters-





Elisabetha Hoke-Pfenninger  
7. Oktober 1742 bis 29. September 1804

wil, und Montag mit Frau Doktorin und Igfr. Alberti nach Einsiedeln auf Mariae Himmelfahrt“.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß gerade in jenen Jahren, da Doktor Hoze sich bei den Eltern Annas für Pestalozzi einsetzte, schweres Leid in sein eigenes Haus einzog. Er hatte sich am 15. Juni 1760 mit Anna Elisabetha Pfenninger von Stäfa vermählt. Aus einem späteren Brief Lavaters an Hokes Töchter geht hervor, daß die Ehe vom Vater gewünscht wurde und daß dieser Wunsch des Vaters entscheidender wirkte, als die Neigung des Sohnes. Die beiden ersten Kinder, ein Knabe Johannes und ein Mädchen Juditha, starben in den Jahren 1761 und 1762, schon wenige Monate nach ihrer Geburt. Zwei Töchter, Anna Elisabeth (später Louise genannt) und Regula, überlebten ihre Eltern. Allein schon kurz nach der Geburt Regulas wurde die Mutter geisteskrank; die beiden Kinder sollten bei Freunden untergebracht werden. Das traurige Geschehnis spielt auch in Annas Briefwechsel mit Heinrich Pestalozzi hinein. „Wie dauert mich unser würdiger Dr. Hoz“, erklärt Anna. „Wie viel sind wir ihm schuldig, Freund; Mama wird Dir wohl schreiben, daß seine beiden Kinder im Neuen Hause und er das ältere Kind Rechenschreiber geben wollte, der es abschlug! Mama wollte man es nicht zumuten... Deine Gedanken möchte ich gern wissen, Dr. Hoz in diesem Kreuz beizustehen“. Und Heinrich Pestalozzi antwortet: „Wir sind Doktor alles schuldig, Mein Haus steht seinem Kinde offen, sobald er mich darum anspricht. Ich will sogar in meinem ersten Briefe an ihn in allgemeinen Ausdrücken darauf hindeuten, denn ich habe schon ein paar Stunden vor meiner Abreise etwas davon gehört“.

## **6. Bekanntschaft mit Joh. Caspar Lavater.**

In dieser Zeit wurde Dr. Hoke mit Lavater näher bekannt. Es ist möglich, daß gemeinsames Bemühen um Pestalozzi die beiden Männer zusammengeführt hat, denn auch Lavater hatte für seinen jüngern Freund bei Annas Eltern Fürsprache eingelegt, um die Zustimmung zur Verlobung zu erwirken. Jedenfalls finden sich in dieser Zeit die Anfänge des schönen Freundschaftsverhältnisses zwischen Hoke und Lavater, das ungetrübt bis zum Tode der beiden anhielt. Doktor Hoke gehört zu den

wenigen Männern, die Lavater trotz all seiner Sonderbarkeiten Zeit seines Lebens Treue hielten.

Lavater genoß damals — es war ums Jahr 1768 — in Zürich schon bedeutendes Ansehen. Sein Kampf gegen den Landvogt Grebel von Gränningen lag schon um Jahre zurück. In der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach hatten seine Schweizerlieder begeisterte Aufnahme gefunden. Eben zu der Zeit, da Hoze seine nähere Bekanntschaft machte, erschien das erste Bändchen der „Ausichten in die Ewigkeit“. Wie groß die Verehrung für Lavater auch außerhalb der Vaterstadt Zürich war, mag als Beispiel aus vielen ein Brief des Berners Johann Tschiffeli zeigen: „Mein Gott, wie haben Sie, vortrefflicher Mann, meine Seele, mein Wesen, meine Bestimmung veredelt und ins unendliche ausgedehnt. Sie haben, o Mann Gottes, vor meinen Augen die Bücher des Lebens aufgeschlagen und mir eine Reihe himmlischer Wahrheiten entdeckt, die allen Dünkel und marternden Zweifel auf einmal gehoben haben. Für diese unbeschreibliche Guttat müssen Sie, teurer Freund meiner Seele, ewig gesegnet sein“. Eine ähnliche Verehrung bringt sehr bald auch der um sieben Jahre ältere Dr. Hoze seinem neu gewonnenen Freunde entgegen. Er spricht von den angenehmen, herzerquickenden Stunden, die Lavater ihm verschafft habe; er werde sie Zeit seines Lebens zu den glücklichsten zählen. Damit er sich an Lavaters Predigt erbauen könne, verlegt er seine Besuche in Zürich auf den Sonntag. Bald ist es ihm geläufig, für Lavater zu beten: „Ich lasse keinen Tag vergehen, daß ich nicht namentlich für Sie zu Gott bete, auf daß Wahrheit und Glauben durch Sie weit ausgebreitet werden. Ach, beten Sie auch für mich. Schließen Sie auch mich und mein schwaches Herz in Ihr feuriges Gebet ein“. Hoze bittet um Lavaters Bildnis, damit er es in seinem Kämmerlein neben dem des Dichters Gellert und des Arztes Zimmermann täglich vor seinen Augen habe. Die vielseitige Tätigkeit Lavaters, die unbegreifliche Emsigkeit und der gesegnete Fleiß steigern die Verehrung Hozes für den Freund. „Wahrlich“, so schreibt er in einem Briefe, „ich staune von meinem Nichtstun an solche Riesenarbeit hinauf. . . . wie demütigen mich, mein innigst verehrter Freund, dieser Fleiß und diese unermüdliche Tätigkeit. Bei weit weniger Arbeit ist mir's, ich müsse Berge hinwegschanzen“. Die Verehrung verdichtete

sich zum stärksten Vertrauen in die Kraft des Freundes: „Was wird denn meinem Lavater nicht möglich sein, wenn er's mit allem seinem Eifer will“.

Mit solcher Verehrung für Lavater verbindet sich bei Hoze all die Jahre hindurch ein Gefühl der eigenen Minderwertigkeit. Es scheint zum Teil aus seiner Veranlagung, zum Teil aber aus den unglücklichen Familienverhältnissen hervorzugehen, an denen er sich wohl mehr Schuld zuschreibt, als er wirklich hat.

Am Ostertag 1772 bittet Hoze seinen Lavater ganz besonders eindringlich um Trost und Hilfe: „Können Sie, mein verehrungswürdigster Freund, einem gedemütigten, unglücklichen Freund um seiner armen unglücklichen Frau willen noch diesen oder morgen Abend eine Stunde gönnen? daß ich meinen Jammer in Ihr Herz ausgieße, und die Hülfe, den Trost, den Rat bei Ihnen finde, den ich von Gott erbitte: und den ich von Ihm durch Sie zuversichtlich erhoffe. — Es tut mir unaussprechlich weh, daß ich Ihnen eine solche Mühe machen muß, aber schon Ihr Anblick wird mich aufrichten... Gottes Segen ruhe diesen Nachmittag besonders auf Ihnen, und mir schenke Er, wenn ich Sie ab der Kanzel hör, ein offenes Herz und felsenfeste Entschlüsse! ich umarme Ihnen mit Ehrfurcht und innigster Liebe“.

Die ganze Tragik läßt ein Brief vom 10. Mai 1772 ahnen: „Meine arme liebe Frau kenne ich nicht; sie ist sich selber, oft in einer Stunde, höchst ungleich — so ganz böse glaube ich nicht, als man mir's vorstellen mögte — und so gut nicht, als sie scheinen will. Gegen mich von Anfang an immer geheimnisvoll und immer durch dunkle Umwege. — Aber was bin ich?... Ich muß Ihnen einmal meine ganze Beicht ablegen“.

Hoze fühlte sich am Zerwürfnis nicht schuldlos. „Es gibt Stunden“, schreibt er an Lavater, „da ich leide wie ein zertretener Wurm — nur nicht unverschuldet“.

Die Kranke wurde ins elterliche Haus nach Stäfa gebracht, konnte aber auch da nicht bleiben. Hoze schildert in einem Brief an Lavater das Gespräch, das er mit dem Schwiegervater wegen einer Rückkehr seiner Frau nach Richterswil führte. Ihm schien eine solche unmöglich. Die Frau wurde vorübergehend in Zürich und dann, durch Lavaters Fürsorge, für längere



Zeit bei Pfarrer Sulzer in Seuzach untergebracht. Hoze dankt für die liebevolle, unermessliche Güte, mit der Lavater für das Heil des armen lieben Weibes und für des Freundes Ruhe handelte. Durch Lavater erfährt er von ihrem Befinden, durch ihn schickt er Bücher. Die unglückliche Frau hat Hoze überlebt. Mehr denn dreißig Jahre hat sie ihre Krankheit getragen. Der Schluß klingt versöhnlich. Um 1796 erwiderte sie einen Gruß, den ihr Hoze schickte, so: „Wir werden zwar einander in dieser Zeit nicht mehr sehen; aber wenn ich nur weiß, daß mein Mann gesund und glücklich ist, so fehlt mir nichts in dieser Zeit“. Ein Eintrag im Totenregister Richterswil meldet, daß Frau Elisabetha Pfenninger, Herrn Johannes Hozen sel. ehelich nachgelassene Wittfrau, am 24. September 1804 im Alter von 62 Jahren in Winterthur gestorben ist.

Die innige Freundschaft, die Hoze fortan mit Lavater verband, hatte zur Folge, daß alles, was den einen bewegte, auch dem andern als bedeutsam erschien. Und da Lavater von den Ereignissen und Spannungen der Zeit weit stärker erfaßt wurde, als sein Freund Hoze, war dieser der Mitgehende, Vertraute, der bald voll Verehrung sich anschloß, bald mit ruhiger Prüfung und Überlegung zur Seite stand, gelegentlich den rasch begeisterten Lavater auch warnte.

Zu eben der Zeit, da Hoze die Bekanntschaft Lavaters machte, muß dieser durch den Tod eines Freundes aufs tiefste erschüttert worden sein. Er warf sich auf theologische und philosophische Spekulationen. In seiner Verzweiflung hoffte er, den toten Freund aufzuwecken und dessen schwer kranken Bruder durch ein Wunder retten zu können. Die Fragen beschäftigten ihn: Wo weilt die Seele des toten Freundes? Wie sollen wir uns das künftige Leben vorstellen? Läßt die göttliche Liebe ewige Verdammnis zu? Aus dem Ringen um Klarheit über diese Dinge entstanden Lavaters „Blicke in die Ewigkeit“. Ihm schien, die Geister der Verstorbenen würden uns umgeben und könnten Wunder verrichten. Es muß doch einen Beweis des Geistes und der Kraft für die Wahrheit des Christentums geben, den Beweis durch wunderbare Gottestaten.

In dieser Stimmung war ihm ein Bericht höchst willkommen, den Hoze aus seiner ärztlichen Praxis beisteuerte. Einleitend stellt der junge Arzt fest, daß der Erfolg seiner Maßnahmen meist in einem genauen Verhältnis zu seinem morali-

ischen Wandel stehe. „Je mehr ich nach Ordnung und Tugend strebte, je mehr ich mich an Gott hielte und betete, desto besser ging alles; je mehr ich aus dem guten Weg gleitete, je weiter ich mich von der Tugend und Gottes ausdrücklichen Befehlen entfernte, gewiß desto schlechter“. Und nun erzählt Hoke:

„In dieser letztern traurigen Verfassung war ich leider an dem Tag, wo es um den gefährlichsten unter meinen Pocken-Kranken zu Grüningen im Schloß zu tun war. Erlauben Sie, daß ich Ihnen diese Geschichte noch einmal unständlicher und richtiger erzähle. — Der Knab war drei Jahre alt, eines äußerst phlegmatisch aufgesaufet-fetten Wesens. — Er konnte noch nicht allein gehen, nicht reden; hatte Sichter, Würmer, und jetzt einen Zahn im Ausbruch. Die Pocken waren unzählich, zusammensießend, wässrig; die Epidemie böse; es starb im Städtchen je das vierte Kind. — Die Krankheit machte mir von anfang an bange. — Der unvergeßliche Tag war eben der, wo das letzte gefährlichste Eiterungsfieber eintreffen sollte — ich ritt nachmittags auf Grüningen, diesen Zeitpunkt daselbst abzuwarten. — Noch fand ich die Pocken ziemlich erhöht und den Kranken ziemlich bei Kräften; auf die Nacht aber anstatt Fieber: Blödigkeit, Ohnmacht, eiskalte Glieder, Unempfindlichkeit, Schlassucht. — Die Pocken fielen ein. Ich wachte die ganze Nacht bei meinem Kranken: auch zu meiner eigenen Züchtigung, weil mich eine schlaflose Nacht halb tötet, legte starke Umschläge von Senf und Knoblauch auf die Arme, Schenkel, Waden, goß stündlich viel Camphor und viel Rinde ein. — Am Morgen: kaum eine fühlbare Wärme der Glieder; der fördernden Arzneien ungeachtet, kaum eine spürbare Ausdünstung — unter den Pflastern allein die Pocken ein wenig höher, sonst alles gleich — der Puls sehr schwach — ich zitterte, ging auf meine Kammer, warf mich nieder und betete inbrünstig: Herr Gott, erbarme dich meiner und lasse doch nicht diesen Unschuldigen ein Opfer meiner Missethat werden. . . Man ruft mir plötzlich; der Knab hatte einen erschrecklichen Ausbruch erschütternder Sichter, mit Geschrei! — Bei diesem Zufall verschwanden alle die tausend Pocken — alle; die Haut war durchaus glatt, alles kalt; der Puls dahin — nur wenn die Sichter wieder kamen: ein kleiner zitternder Puls — jetzt kündigte ich einen nahen Tod an — und weinte — es weinten alle. — „So plage man“, sagte die betrühte Mutter, „doch mein

Kind mit Arznei nicht mehr, nun, da alle Hoffnung aus ist“. — Ich ging davon — die Mutter ging auch auf ihre Kammer — ich auf die meinige, und betete wieder: Herr, darf ich Deine Barmherzigkeit erflehen, so rette Du diesen — Du kannst es, in dieser Not noch — Du allein, o Herr, wenn Du willst. — Nur ein Wort, mein Gott — so bin ich erhört — und aller Ruhm und alle Ehr Dir allein — und Dir allein mein Leben, — und meine tiefe Reue! — und endlich — das Kind lebe oder sterbe — das was mir von ihm zufällt — den Armen. — Ich kam wieder: fand den Knaben gleich schlecht und wollte verreißen. Aber, fragte man, wenn das Kind die schrecklichen Sichter wieder anfallen, was sollen wir machen? — Dann stehe ihm Gott bei; ich weiß nichts, als gießen Sie ihm frisches Wasser ein. — Und ehe ich weggehe, will ich noch versuchen, ob man's eingießen kann — ich nahm ein Glas, trat vor das Bette, — und der Sterbende öffnet ein Aug, greift nach dem Glas und trinkt es aus! — Das hat Gott getan! Er sei gelobt! rufe ich aus — und weinte. — Mit lächelnder Ruhe sah mich die Mutter an. „Mein Kind ist gerettet“, sagte sie, „bleiben Sie bei uns“—. Freilich, und nun gebe ich auch wieder Arznei. Ich gab die gleiche Rinde, das gleiche Camphor, immer fort — Es trat ein Blut-Wasser in die Pocken; sie stiegen: alle blaurot. — Nach 24 Stunden öffnete ich zu Hunderten; nicht dreie hatten Eiter — die übrigen alle eine höchst stinkende faule Jauche — und am Schenkel eine handbreite Brandstelle, die durch Schröpfen, Rinde und Eiterung kuriert wurde...

Ich gestehe, daß ich nicht Belesenheit, nicht Erfahrung genug habe, zu bestimmen, wie wichtig und wie ungewöhnlich dieser Fall sei? mir scheint er beides in ziemlich hohem Grad — darum schrieb ich ihn auch so umständlich nieder — genug für mich — ich weiß, wer da geholfen hat — und danke Gottes Güte!“

So schließt Hoze's Bericht an Lavater.

## 7. Dr. Johann Georg Zimmermann.

Durch Lavater wurde Hoze mit dem Brugger Arzt Johann Georg Zimmermann bekannt. Dieser hatte in Göttingen studiert und zu jener Zeit im Hause Hallers gewohnt, dann in Bern und hierauf vierzehn Jahre in Brugg praktiziert, als er

eben zu der Zeit, da Hoze durch Lavater mit ihm in Verbindung gebracht wurde, einen Ruf als Leibarzt des Königs von England nach Hannover erhielt. Die Verehrung Hozes für den älteren, berühmten Kollegen war groß. „Ist er so glücklich, als er's verdient“?, fragt er Lavater. „Glücklicher kann er nicht sein, als ich's ihm wünsche. Geschrieben habe ich ihm noch nie, denn ich habe nichts, das seine Aufmerksamkeit verdient — und bloß, daß ich ihn unaussprechlich hoch schätze und liebe: das würde ich zwar mit gerührtem Herzen, aber in einer enthusiastisch scheinenden Sprache sagen, die ihm, fürchte ich, nur beschwerlich wäre“.

Acht Jahre später sollte Hoze mit dem berühmten Kollegen in besonders enge Verbindung treten. Bei Zimmermanns Sohn traten Zeichen einer geistigen Erkrankung auf. Statt sich, wie der Vater riet, nach der Schweiz zu begeben, hielt er sich in Straßburg auf und legte dort sein Doktorexamen ab. Der Vater erfuhr erst durch die Glückwünsche der Professoren von dem Erfolg seines Sohnes.

Kurz nach bestandener Prüfung aber muß der junge Zimmermann schwer erkrankt sein. Der Vater selbst berichtet darüber am 31. Juli 1778: „Eben in der Zeit, als mein Sohn mir die größte Freude machte, kam die schreckliche Krankheit. Er war examiniert, um Doktor zu werden, hatte sich trefflich dabei gehalten. Nun wollte ich ihn belohnen, ihn nach Paris für den Winter, dann für den Sommer nach England schicken; dann sollte er zu mir nach Hannover kommen und Doctor werden. Schon hatte er das Geld zur Reise in den Händen. Er zögerte indeß, ohne mir zu sagen warum, schien immer nach der Schweiz reisen zu wollen und nicht nach Frankreich. Ich ermunterte ihn sanft und freundschaftlich, den November hindurch. Aber den 30. November verfällt er in die schreckliche Krankheit, in der er immer bald nach der Schweiz, und bald nach mir wollte. Im Februar ließ ich ihn über Zürich nach Richterswil zu meinem Herzensfreunde Herrn Dr. Hoze bringen. Dieser hat ihn wie ein Engel aufgenommen, ihn seitdem immer verpflegt. Seit dem Anfang des Julius ist mein Sohn im Bad zu Pfeffers, und wie ich erst seit ein paar Tagen höre — beinahe gesund!“

Die beiden folgenden Briefe Dr. Zimmermanns an seinen Sohn in Richterswil lassen erkennen, wie sehr der Vater bemüht ist, den Kranken zu beruhigen und zu ermutigen:



„Es ist recht gut, mein lieber Sohn, daß Du, um Deine Kräfte zu schonen, mir nur selten schreibst. Herr Lavater erfreuet mich indessen immer mit Nachrichten von Dir. Er schrieb mir vom 26. Sept., daß Du dich überaus wohl befindest, und nun beinahe Lust habest, Doktor zu werden. Thue mein Lieber, in dieser und jeder andern Absicht, was Dir die beiden Herren Lavater und Dein zweiter Vater, der unvergleichliche Herr Doktor Hoze rathen werden. Ich habe diesen drei Freunden gänzliche Vollmacht gegeben, alles nach ihrem eigenen Gutbefinden mit Dir vorzunehmen, was Dir angenehm und nützlich sein kann. Du bist in den Händen weiser und edel denkender Männer, die Dich herzlich lieben. Ich unterschreibe ohne Widerrede alles, was sie Dir rathen. Deine Schwester, die dich innig lieb hat, schrieb Dir im August durch einige junge Zürcher aus Hamburg, wo sie noch ist, und wie ihr ein lieber Brief von Dir große Freude machen würde. Gott sei mit Dir, mein Geliebter. Sei ruhig und guthen Mutes, und danke der Fürsorgung mit mir der Freunde, die sie uns gegeben hat. Herr und Frau v. Döring grüßen Dich herzlich. Ich umarme unsern großen Wohltäter, den Herrn Dr. Hoze, mit unaussprechlicher Liebe und Hochachtung und beharre unveränderlich, Dein guter liebender Vater  
J. G. Zimmermann.“

Am 23. November 1778 folgte ein weiterer Brief:

„An meinen lieben Sohn in Richterswil.

Mein lieber Sohn, Dein Brief vom 21. Okt. 1778 machte mir eine große Freude, weil Du durch Gottes Hülfe und unsern theuren Herrn Dr. Hoze wieder gesund bist. Daß Du so lange an mich nicht geschrieben, war völlig recht und gut. Du mußt Dich zu nichts anstrengen; die Sorge für Deine Gesundheit geht über alles. Des Versäumten wegen sei ja ganz ohne Sorgen. Allmählig wirst Du alles wieder einholen. Daß Du nicht nach Frankreich und England hast gehen können, hat ebenfalls gar nichts zu bedeuten. Man reiset ohne Nutzen, wenn man nicht gesund und frohen Mutes ist. Du brauchst nun in der Welt nirgends mehr hinzureisen. Ich gebe Dir für eins und allemal die Erlaubnis, in der Schweiz zu bleiben, so lange Dich Gott leben läßt, weil es scheint, daß dieses Deines Herzens Wunsch ist. Ich bin zufrieden, sobald Du mir sagst, „ich bin glücklich“. Dem Herrn Doctor Hoze und Herrn Doctor Lavater

bin ich unaussprechlich verbunden, daß sie Dir zu Deiner Dissertation haben behülflich sein wollen. Es ist mir lieb, wenn die Hinsendung dieser Dissertation nach Straßburg dir das Doktordiplom verschafft; könnte aber dieses nicht sein, so mußt Du doch nicht nach Straßburg gehen, sondern Deine Promotion noch auf ein paar Jahre verschieben. An dem Doctor-Titel liegt nichts. — Studieren und allmählig, wenn Dir die Lust dazu ankommt, auch Kranke besuchen, kannst Du zu Richterswil so gut als an einem andern Orte in der Welt. Es würde ein unschätzbares Glück für uns beide sein, wenn ein so großer Arzt, wie Herr Hoze ist, dieses erlauben wollte. — Umarme in meinem Namen mit dem höchsten Ausdruck der Liebe und der Verehrung den Herrn Dr. Hoze“.

In der Folge wurden die Pläne des Vaters für seinen Sohn noch mehr vereinfacht. Am 2. April 1779 schrieb Dr. Zimmermann aus Hannover:

„Mein lieber Sohn! Herr Doktor Hoze wird Dir eröffnen, daß ich nun entschlossen sei, Dich nach Brugg gehen zu lassen, und daß ich Dir erlaube, da Dein ganzes Leben hindurch zu bleiben. Mit tausend Tränen bitte ich Gott für Deine Wohlfahrt. Herr Doktor Hoze ist Dein größter Wohltäter auf dieser Welt; das erinnere Dir bei Deinem Abschied und so lange Du lebst“.

Aus einem Briefe Dr. Hozes an Lavater geht allerdings hervor, daß der junge Zimmermann nicht nach Brugg überzusiedeln gedachte, sondern im Sommer 1779 neuerdings eine Kur in Pfäfers zu machen wünschte, um im Herbst nach Leyden oder an eine andere Universität zu gehen, „weil er sich nicht nach Hannover wünschen darf“. „Er ist gesund und ganz vernünftig und studiert sehr fleißig, ist aber erbärmlich schwach und menschenfleh“.

Aus dem Aufenthalt in Brugg sollte noch auf lange Zeit nichts werden. Der junge Zimmermann erkrankte auf einer Reise nach Genf von neuem. Er kehrte nach Richterswil zurück und wurde nun in der Nähe seines ärztlichen Beraters, beim Chirurgen Hoß in Wädenswil, untergebracht. Noch im Jahre 1784 weilt der junge Zimmermann dort, während Dr. Hoze, um den Vater zu schonen, nur einmal jährlich Bericht nach Hannover sendet. — Dem berühmten Hofarzt in Hannover blieb neues Leid nicht erspart: im Jahre 1781 starb seine einzige Tochter.

Dem Berater seines Sohnes in Richterswil bewahrte Zimmermann sein Vertrauen und seine Wertschätzung auch nach dem völligen Mißlingen der Kur. „Herr Dr. Hoze“, so schreibt er einem Bekannten, „hat für meinen Sohn alles gethan, was der größte Arzt in Europa hätte thun können; er hat in jeder Hinsicht unglaublich edel und göttlich gut gehandelt. Mein Sohn ist selber die einzige Ursache der mißlungenen Cur.“ — Die Wertschätzung, die Dr. Zimmermann für Hoze empfand, kam auch darin zum Ausdruck, daß er ihn um 1781 dem Landgrafen von Hessen-Kassel als Leibarzt empfahl. Dieser hatte Zimmermann für die Wahl eines Leibarztes Carte blanche auch in bezug auf die Pension erteilt. So war Zimmermann in der Lage, seinem Freunde in Richterswil die Stelle eines Hofarztes und ersten Leibarztes in Cassel anzubieten mit einer jährlichen Pension von 2000 Thalern, der Tafel bei Hofe, einem Wohnhaus und 400 Thalern rente viagère. „Herr Doktor Hoze schlug dies alles aus“, berichtet Zimmermann einem Freunde am 16. September 1782, er muß aber die Gründe, die Hoze dem Landgrafen gegenüber geltend machte „voll Enthousiasmus“ anerkannt haben.

Dem Wohltäter seines Sohnes hat Dr. Zimmermann in seinem Buche „Über die Einsamkeit“, 1785, ein Denkmal der Freundschaft gesetzt. Er schreibt: „... Mitten unter allem, was die Schweiz in der größten Mannigfaltigkeit Erhabenes, Anmuthiges, und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft, und jeder milden Tugend.

Die zwey Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, so frey und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beynahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Bimmern und Gärten sieht man südwärts, vor sich den großen majestätischen Ezelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Bimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruhet, an jedem schönen

Abend, die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürchersee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so höret man, mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer jeden Schlag der ländlichen Glocken; höret des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; höret von ferne den Rahn des langsam herbeyrundernden Schiffers, sieht wie Er in der feurigen Heerstraße fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummet da nicht, wo der Genfersee ganz offen liegt, bey der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Zürchersee, zu Richterswyl, bey dem lieben und großen Arzte, fand ich Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum, ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt an Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemahlter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Celle, wo dieser Edle schläft und ruhet, und wecket ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beym Erwachen begrüßet ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen Minuten widmet Er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlinget sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebürgigten Cantonen der Schweiz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es Ihm zu, daß er Alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu, und offen, behorcht es jedes Wort, fasset es



jeden Rath auf wie Goldkörner, und gehet dann von Ihm, sehnend, getröstet, voll Hoffnung, und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln, wieder weg: o so ist er, am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäurinn, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer; drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruffet sie, Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht, als ich heim kam, und nun ist's in zwey Tagen so viel besser; ach wie seyd Ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe seyn muß, in der Stunde, da Er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweiz beschaffen, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, der Doctor Hoze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröße und Erfahrung in einer Reihe steht mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fließen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebt zwar täglich nur zwey Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählliche Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruhet nie, aber Himmelsruhe wohnt in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte Er an Höfen nicht gefunden. — — — Herr Doctor Hoze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Margrafen von Baden in dem schönen Carlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem großen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweytausend Thaler anzubieten“.

### 8. Hoze in Lavaters Bekanntenkreis.

Hoze schloß sich in der Folge immer enger an Lavater an. Die Krankheit seiner Frau und die Lage seiner Kinder bedrängten ihn; dazu kamen schwere Selbstvorwürfe: „Ein Wurm bin ich, den der Sinnlichkeit Teufel in Roth drückt“. — Wie sehr Hoze unter solchen Verhältnissen litt, läßt eine Brieffstelle mit erschreckender Deutlichkeit erkennen: „Sie ist vorüber, mein Theuerster, innigst verehrter Freund: vorüber diese Mitternacht voll Qualen — es war die Angst einer Hölle — warne und strafe

und ermuntere — und bethe für mich: wie ich das für dich, so lang ich lebe, vor Gott thun will. . . .“

Die Sorge um die Kinder, die er nicht im Hause behalten kann, bedrückt ihn: „Ich habe an mir selbst erfahren, welch ein Elend es ist, wenn Kinder — wenn unmündige Kinder — immer so aus einer Hand in die andere geschoben werden — auch wenn es lauter gute Hände wären — das kann ich nicht über mich bringen — und man muß meine Situation erfahren haben, um meinen Kummer und Schmerz hierüber empfinden zu können“. Dr. Sulzer anerbote sich, das ältere Kind zu sich zu nehmen und mit seinen eigenen zu erziehen. Wir wissen auch schon, daß Pestalozzi sich mit dem Gedanken trug, eines der Kinder bei sich aufzunehmen. Doch läßt sich nicht feststellen, was wirklich geschah.

In der Folgezeit macht sich im Doktorhause zu Richterswil das Fehlen der sorgenden Hausfrau oft genug fühlbar. Das zeigt sich in den Klagen Hokes, wie in den Bestrebungen der Freunde, dem Hause eine tüchtige Wirtschafterin zu gewinnen. Lavater bemüht sich darum; Magdalena Schweizer, die Gattin des späteren Pariser Bankiers, sucht zu helfen; im fernen Elsaß ist es der Freund Pfeffel, der eine Haushälterin empfiehlt.

Es ist ein schönes Zeugnis für Lavater, daß er Hoke mitten in dessen Seelennot das vertrauliche „Du“ anbietet. Freilich scheint dieser Freundschaftsbeweis Hoke zunächst tief erschüttert zu haben; er hält sich solcher Ehre nicht würdig:

„O Gott, welch ein Ruf ist das, mein Teuerster! — nicht von ungefähr; ich komme morgen Abend oder Samstag Abends —. Schon lange, aber seit [kurzem] am meisten litte ich unter einer unaussprechlichen Angst und Gewissensbissen. Ich betete am Freitag, daß mir Gott vergebe, sich des elenden Sünders erbarme, und mir den Weg zeigen solle, mich vom Verschmachten und Verderben zu retten. — Es fiel mir gleich darauf ein, daß ich Lavatern meine Sünden bekennen und auf Hülfe hoffen soll. Da ward mir leicht; aber nach und nach machte mich eine unvergebliche Baghaftigkeit wieder wanken — jetzt, jetzt muß und will ich; o empfangen Sie mich mit dem Erbarmen, wie ich hoffe, daß Gott meine Reue annehme. — Wenn ich eine Stunde des Todes — und des Lebens in Ihrem Schoß ausgeweinete habe — dann in Gottes Namen zu

Ihrem Locher: dessen Gesundheitsumstände mir sehr bang machen und sehr schlecht scheinen.

Das Du! — das mich entzückt hätte, läßt mich jetzt die ganze Last meiner Unwürdigkeit fühlen. — Bitten Sie Gott, daß Er sich erbarme und mich aus dieser Nacht rette! — ich kann nicht mehr — hart wie ein Stein ist mein Herz, und nicht eine Träne“.

Aus mancher spätern Briefstelle noch zeigt sich von neuem, wie sich die Verehrung für die moralische Überlegenheit Lavaters verbindet mit dem Gefühl des eigenen Ungenügens und der innern Abhängigkeit von dem Freunde. „Laß dich umarmen“, schreibt Hoze noch 1779, „soweit auch dein Haupt über meines gewachsen ist“. Und ein Jahr später: „Sonst hab ich nichts, bin nichts, kann nichts, weiß nichts als mich legen in Deinen Schoß und flehen: Gedenke meiner“. Oder: „Brauche mich zu deinem Schuh-Puzer, nur liebe mich, wenn ich's jetzt gleich nicht wert bin — es ist doch etwas in mir, von dem ich glaube und hoffe: du kannst es einstens lieben, wenn es dieser niederschleppenden Hülle entronnen ist“.

Die gleichen Gefühle weckt Lavater bei Hoze, da er den Freund bittet, Pathe seines Mädchens Anna Luise zu sein: „Groß ist Deine Liebe, mein Teuerster — und größer Dein Zutrauen, als ich's verdiene. — Dies glaubt wenigstens, Ihr teure, mir innig verehrte Seelen, daß Euer Vater- und Mutterglück mir am Herzen ist, wie je mein eigenes: — und daß diese zutrauensvolle Liebe mein ohnmächtiges Herz mit Dank erfüllt: und mit dem neubelebten Wunsch, dieser Liebe einst nicht ganz unwert zu werden. Lege Gott den Segen auf meine herzlich-liebe Pathe, den Ihr für sie erbittet, in reichem Maße — und werde das Herzenskind, was ich in den seligsten Momenten meines Lebens zu sein wünschte, und ach, so fern und tief nicht bin!“

Die enge Verbundenheit läßt Hoze fortan an allem eifrig Anteil nehmen, was Lavater bewegt, und das war nie wenig!

Gegen Ende der sechziger Jahre erregte Basedow die pädagogische Welt Deutschlands durch seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen und Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt“. Die Schrift fiel im Juni 1768 auch dem Basler Ratschreiber Isaak Iselin in die Hand und bestimmte für die nächsten Jahre die Richtung seiner Tätigkeit. Iselin schrieb an seine Freunde und

Bekannten in der ganzen Schweiz, um sie zu veranlassen, in ihrem Kreise Stimmung für Basedows Unternehmen zu machen, und allfällige Geldbeiträge zu sammeln. Auch Lavater erhielt eine solche Aufforderung und machte sich sofort mit größtem Eifer ans Werk. Er sammelte binnen kurzem 150 Taler. Im Juni 1770 übermittelt er an seine Bekannten in Zürich Basedows „Methodenbuch“ und „Elementarbuch“ und glaubt schon einige Monate später, feststellen zu können, daß bereits vierzig Lehrer und Väter in Zürich das Basedowsche Werk von Grund aus studierten und sich zu eigen machten. Durch Lavater angeregt, nahm sich auch Hoze des Werkes an. Er will in Glarus Statthalter Heer für Basedows Sache gewinnen und Ratsherr Zwick, „der 1769 in Schinznach war“. In Schwyz wird er Landammann Hedlinger zur Beteiligung aufmuntern und auch in Einsiedeln will er für das Werk werben; er sendet drei Exemplare an Pater Joannes. Aus Glarus kann er bald Erfolge melden: Ritter Baron von Tschudy hat einen Revers von sechs alten Louis d'or auf Basedows Schulbibliothek eingesandt. Hoze selbst spendet fünfzig Franken an Basedows Bestrebungen. Er erhofft „von dieser mit unwiderstehlicher Überzeugung und Wahrheit durchdringenden Schrift unter Gottes Segen den allgemeinsten Nutzen“.

„Eine vollständige Bibliothek für Kinder muß unter den Händen eines solchen Mannes, und der solche Freunde und Gehülfen hat, wie er, ein großes, höchst nütliches Werk werden, das über Religion und Sitten Wahrheit, Licht und Ordnung verbreitet — und Aufmunterung zum Thun“. — Ein leises Bedenken allerdings mischt sich ein, und Hoze beweist damit, daß er einen Zug an Basedows Wesen richtig erkennt: „Fürchten Sie nicht ein wenig“, fragt er Lavater, „daß Leute, die den Herrn Basedow gar nicht kennen, hie und da bei dem entschiedenen Ton etwas stuken“. Und er rät, solche Leute „vorläufig etwas zu belehren“. Zuversichtlich hofft er, daß in dem reichen Zürich fünfzehn Begüterte sich finden, die bereit wären, jährlich zehn Taler an Basedows Werk zu verwenden. „Wenn Sie vierzehn finden können, so wünschte ich unten anzustehen, denn ich kenne keine bessere Erbschaft für meine Kinder — wenn sie die Güte Gottes mir schenkt — und vorzüglich in dieser Absicht haben Sie mich durch die Bekanntmachung dieses höchst wichtigen Werkes unendlich verpflichtet“.



Iselin und Lavater hatten mit ihren Bestrebungen zugunsten Basedows außerordentlichen Erfolg: bis zum April 1771 waren 15000 Taler gezeichnet.

Seit dem Sommer 1766 hatte Lavater gemeinsam mit seinem Freunde G. F. Zimmermann Betrachtungen über die Form von Nase und Lippen bei einzelnen Zeitgenossen angestellt. Für Lavater ergaben sich daraus Anfänge eines physiognomischen Systems, auf dessen Weiterführung Zimmermann drängte: „Du mußt unbedingt eine Physiognomik schreiben“. Lavater aber faßte erst einige Jahre später seine Beobachtungen in zwei Vorträgen zusammen, die nun Zimmermann ohne Lavaters Wissen in einer Zeitschrift veröffentlichte. Damit war dieser auf einen Weg gedrängt, den er von sich aus vielleicht nie beschritten hätte. Jetzt aber begann er jene Blätter herauszugeben, die mit den Bildnissen kurze Deutungen im Stile von Sturm und Drang darboten und die schließlich in vier großen Bänden ihre Zusammenfassung erhielten. Die Herstellung der Kupferstiche nahm Lavaters Mittel weit über Gebühr in Anspruch. „Du wirst arm, um andere reich zu machen“, schrieb ihm Hoze in diesem Zusammenhang. Mit Freuden ging er auf die Bitte ein, eine Sammlung von Zeichnungen mit kurzen Reflexionen abzunehmen. Freilich beklagt er sein geringes Geschick, Gesichter zu deuten: „Ohne die Anmerkungen sind die Blätter ein Leib ohne Geist für mich; stockblind bin ich noch, bis Du mir die Augen öffnest“. Und später folgt die resignierte Klage: „Ein Physiognomiker werde ich wohl niemals werden“. Den Dank Lavaters für die finanzielle Hilfe lehnt er ab: „Es ist ein schlechtes Verdienst um etliche Groschen Geldes; ich bitte, kein Wort mehr so“.

Hoze beginnt unter seinen vornehmen Bekannten Bildnisse für Lavaters Studien zu sammeln. So sendet er Lavater ein Porträt des Schwyzer Magistraten Hedlinger, von Wyrsch gemalt, aber nicht vollendet. „Doch ist alles, was sich findet, frappante Ähnlichkeit“. In acht Tagen hofft er, dem Freunde ein weiteres Bildnis, von Huberti gemalt, übersenden zu können. Sein Eifer geht noch weiter: nach einigen Monaten sendet er ein drittes Bildnis Hedlingers, von Kraus zu Anfang der fünfziger Jahre gemalt. Mit Lavaters Deutung der Gesichtszüge ist er völlig einverstanden. „Alles, was Hedlingers Gesicht Dir zeigt, war er gewiß... die redlichste, lebenswürdigste Seele“.

Landammann Hedlinger sandte Lavater zum Dank für seine physiognomische Würdigung durch Hoze eine Anzahl Medaillen, vermutlich von seinem Vater, dem berühmten Kupferstecher, geschaffen, „mit tausend verbindlichen, herzlichen Empfehlungen“. Voll Freude fügt Hoze bei, daß er auf Hedlingers Zimmer Lavaters „Jahrbüchlein“ unter den Andachtsbüchern fand.

Bald sendet Hoze an Lavater vier Schattenrisse aus seinem engsten Familienkreise und bittet um ein umständliches physiognomisches Urteil „um meiner selbst und der Suzon, um meiner Kinder willen“. Voll Begeisterung stellt er seinen Freund neben Newton, Leibniz und Harwey, den Entdecker. Er rechnet Lavaters Physiognomik zu den Werken, die der Vervollkommenung der Menschheit dienen.

Die Erstellung des umfangreichen Werkes der Physiognomik mit den zahlreichen Kupferstichen hat Lavater zu Ausgaben veranlaßt, die seine Mittel weit überstiegen. Das Unternehmen wurde zu einem finanziellen Fehlschlag und Lavater sah sich genötigt, bei Hoze und andern Freunden Geld aufzunehmen. Hoze hat reichlich gegeben. „Auf meine hundert Franken jährlich bitte ich zu rechnen, bis all das Ding ausgeglichen ist... auch wenn ich vorher sterben sollte — es ist dafür gesorgt“. Dazwischen wird mit weitem großen Summen geholfen: „Hier sind zweitausend Franken, die ich bis Maitag entbehren kann“. Gelegentlich folgt eine kleine Ermahnung. Hoze rät dem Freunde, sich die einfältige Frage anzugewöhnen: Ist's nötig? entbehrlich? kann's verschoben werden? — Oft muß es sich um recht beträchtliche Summen gehandelt haben. Hoze hat sich dann für Lavater an leistungsfähigere Geldgeber gewendet. Im November 1775 schreibt er: „Herr Orell antwortet mir — und mit Gründen — daß es ihm schlechterdings unmöglich wäre, eine solche Summe und zu solcher Zeit zu liefern; er glaubt, das könne auch in ganz Zürich niemand tun, als höchstens Herr Seckelmeister Landolt oder die Frau Bunftmeister Werdmüller. Findest Du dienlich, Dich da anzumelden, oder soll ich nun bei dem Fürsten fragen“? Gemeint ist offenbar der Fürststab von Einsiedeln, den Hoze behandelt.

Daß bei dem engen Freundschaftsverhältnis Hoze bald der vertraute ärztliche Berater Lavaters und seiner Familie wurde, ist selbstverständlich. In den Briefen vom 26. Oktober und 29. Dezember 1776 äußert er sich zur Krankheit von Lavaters Frau.

Im März und April 1784 weilte Lavater seines Brustleidens wegen bei Hoze in Richterswil, und dieser Aufenthalt trug mit dazu bei, daß der Freundeskreis der beiden Männer mehr und mehr ein gemeinsamer wurde. Im Doktorhause weilten auch Reding aus Schwyz und Salis aus Graubünden; sie hoffen, Lavater in Pfäfers wiederzusehen, wohin sie sich — wohl auf Hozes Rat — zur weitem Kur zu begeben gedenken. Immer wieder sucht Hoze dem Freund in Zürich durch ärztlichen Rat zu helfen: „Hast Du dich vielleicht nach Erhitzung erkältet oder mit kühlenden Früchten überladen, daß Dir so sterbensweh und hernach noch blödlacht war? Lieber, bei Deinem Husten nimm Dich doch vor solchen Dingen in acht. Ein einziger großer diätetischer Fehler hat schon oft den Stärksten niedergelegt“.

Lavater liebt es, seine zahlreichen auswärtigen Besucher zu einer Fahrt nach Richterswil aufzumuntern. So wird das Doktorhaus zu einem beliebten Ausflugsziel und Hoze muß auf eine große Zahl dieser Besucher einen außerordentlich starken Eindruck gemacht haben. Mehr als einem dieser Gäste wurde er zum ärztlichen Ratgeber.

Zu den begeisterten Anhängern Lavaters zählte die Fürstin von Dessau und ihr Gemahl, Fürst Franz. Nach einem Besuch in Zürich im Jahre 1782 beschlossen sie, im folgenden Jahre mit der ganzen Familie nach der Schweiz zu kommen. Am 21. August 1783 fuhr die fürstliche Familie mit Lavater und Frau Barbara Schultheß aus dem Schönenhof auf dem See nach Oberrieden und von da weiter zu Doktor Hoze nach Richterswil. Da man in Zürich noch keine passende Wohnung gefunden hatte, blieb die Familie des Fürsten im gastlichen Doktorhause. Hoze hatte dazu eingeladen: „Wenn der großen und vielleicht zahlreichen Gesellschaft meine Häuschen nicht zu klein, warum nicht eher da, als beim ‚Engel‘, im Dorfgasthaus“.

Im November scheinen die fürstlichen Gäste noch immer bei Dr. Hoze zu weilen. Dieser berichtet an Lavater: „Gute Engel begleiten die lieben fürstlichen Seelen, streuen mit jedem Morgen Frieden, mit jedem Abend Ruhe in ihre Herzen — und pflegen den Samen, den Du hineingelegt hast“. — Der Fürst scheint ärztlichen Rat in Anspruch genommen zu haben, wenigstens sandte die Tochter als Zeichen des Dankes für die Be-

handlung ihres Vaters ihr Bildnis, das sich noch heute im Familienbesitz in Lubonne befindet.

Mit dem Fürsten von Dessau hat auch Georg Heinrich von Behrenhorst, der berühmte militärische Reformator, bei Hoze in Richterswil gewohnt. Er war der natürliche Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, im Siebenjährigen Krieg Adjutant, erst beim Prinzen Heinrich von Preußen, dann bei Friedrich dem Großen. Seine „Betrachtungen über die Kriegskunst“ mögen vor allem Hozes Bruder, den nachmaligen General, höchlich interessiert haben. Mit dem Arzt in Richterswil blieb Behrenhorst zeit seines Lebens eng befreundet.

Zwei weitere illustre Gäste hat Lavater seinem Freunde in Richterswil zugeführt: Goethe und den Herzog von Weimar. Goethe war für Hoze kein Fremder, als er nach Richterswil kam. Lavaters Physiognomik hatte sein Bild vermittelt. „Ist G. nicht Goethe?“, fragt Hoze, und fügt hinzu: „So viel Empfindsamkeit in der Wölbung des ganzen Hauptes!“ — „Werthers Leiden“ haben den Arzt in Richterswil erschüttert; sie haben aber auch Bedenken in ihm ausgelöst. „Bei aller dieser Zauberkraft, mit welcher die Empfindungen aus den Tiefen eines leidenden Herzens herausgeholt sind, bin ich nicht ganz mit dem Ding zufrieden. Was soll's in aller Welt? Tausende verstehen's nicht und fragen bei jedem Blatt: ist's auch möglich, daß es einem so sein kann? Oder wohl gar: ist's möglich, ein Narr zu sein, wie Werther? Wehe aber der armen sympathischen Seele, welche in Werthers Fall kommt und sein Büchlein zum Freund hält“. Der persönliche Eindruck, den Hoze von Goethe erhielt, muß ein starker gewesen sein. Gerne hätte er den Dichter noch einmal bei sich gesehen: „Goethe verreißt bald!“ — schreibt Hoze an Lavater — „Wenn ich nur diesen Mann noch eine einzige Stunde hätte sehen, hören, genießen können!“ Goethe mag auch seinerseits einen starken Eindruck von Hoze empfangen haben; er erwähnt ihn in „Wahrheit und Dichtung“ und charakterisiert ihn dort so: „Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehen an seinem Ort und in der ganzen Gegend...“

Der zweite Besuch Goethes bei Lavater im Jahre 1779 bringt auch für Hoze neue Beziehungen zum Dichter. Nach einer ersten Begegnung nennt er ihn „der wahrsten Menschen



einer, wie der größten“. Freilich fügt er hinzu, Goethe rati-  
oniere „als ein Mann, der dem Glück im Schoße sitzt“.

Hohe hat zu jener Zeit seinem Hause eine Art Gartensaal  
angefügt. Auf diesen neuen, festlichen Raum bezieht sich die  
folgende Stelle in einem Brief an Lavater: „Hoffen darf ich  
nicht, daß Goethe über Richterswil komme; aber kommt er,  
und weiht meine Zelle ein, so ist's ein großes Fest für mich —  
und Du sollst's augenblicklich wissen“.

Diesmal kam Goethe nicht allein, sondern als Begleiter  
des Herzogs von Weimar. Auch dieser muß einen starken Ein-  
druck von Hohe empfangen haben. In der Folge war von einer  
Berufung nach Weimar die Rede. Aber Hohe muß unter dem  
Eindruck gestanden haben, er wisse nicht mit Fürsten zu ver-  
kehren. „Dem Herzog, der mir noch viel kultivierter in Briefen  
ist, als im Umgang, danke doch für mich auf alle mögliche  
Weise“, bittet er seinen Freund Lavater. Später kann er von  
einem Geschenk berichten: „Der Herzog von Weimar hat mir  
einen trefflichen Sattel geschenkt und ihn mit einem Brief be-  
gleitet, der zehn Dukend Geschenke aufwiegt. So wenig ich's  
verstehe, an Fürsten zu schreiben, ich will's ihm danken und  
den Brief Dir zum Einschluß senden“.

Fortan gingen Goethes Briefe an Lavater auch nach Rich-  
terswil; sie erschienen Hohe wie „Gold und Perlen“. „Wie ein  
Fels steht der Mann auf seinem Punkt und aus diesem Punkt  
reihet er alles um sich her, was sich ihm nähert. Dabei muß  
ihm auch wohl sein und kann ihm nicht anders als wohl gehen.  
Mit solcher Lektüre gibst Du mir Freud' und Leben.“

Als Goethe zum drittenmal am Zürichsee weilte, wohnten  
andere im ehemaligen Doktorhaus in Richterswil; Hohe hatte  
seine Heimat nun doch verlassen, wenn er auch einst dem Ruf  
nach Rassel und nach Weimar keine Folge gab. „Goethe sah ich  
nur von ferne“, schreibt ihm Lavater, „er will in keinem Ver-  
hältnis mehr zu mir stehen. Indeß: Saulus ist Paulus gewor-  
den. Goethe kann wohl noch ein Christ werden, so sehr er über  
dies Wort lachen würde“. Und kurz darauf: „Sein ‚Hermann‘  
ist vortrefflich; und ein Versöhnopfer für die Xenien“.

Nochmals kehrten Fürstlichkeiten in Richterswil ein: es  
war der Prinz von Württemberg und seine Tochter, die Groß-  
fürstin von Rußland. Am 4. Januar 1789 erhielt Hohe von der  
Großfürstin Brief und Ring als Dank für die Herstellung ihres

Vaters. Und dieser meldet einige Wochen später „frohlockend seine gänzliche Gesundung“. Durch Lavater sendet Hoze noch im Februar 1791 Arzneien an den Prinzen. Und als Lavater nach Mömpelgard reist, bittet er ihn, dem Prinzen ehrerbietenden Gruß zu übermitteln.

Überrascht sind wir, aus Hozes Briefen an Lavater zu erfahren, daß ein Engländer, namens Hume, im Doktorhause zu Richterswil weilt: „Hume kommt soeben müde, mit müdem Pferd von Glarus heim und kann seinen Prinzen Eduard nicht sehen“.

Dank seiner ärztlichen Kunst und seines verbindlichen Wesens wird Hoze zum gern gesehenen Gast in einer Reihe von Zürcher Familien. Heinrich Pestalozzi rühmt die Stunden der Freundschaft und Geselligkeit, die er gemeinsam mit seinem Vetter Hoze in der Familie Ott zum Schwert erlebte. Oft kehrte Hoze im Haus zum Schönenhof, in der Familie der Barbara Schultheß, ein und nicht selten auch im Hause jenes Johann Caspar Schweizer, der später als Banquier in Paris zur Zeit der französischen Revolution eine tragische Rolle spielte. Schweizer und seine Frau Magdalena Heß weilten zur Kur in Richterswil und Hoze hat Schweizers Schicksal richtig vorausgeahnt, als er an Lavater schrieb: „Schwyzer wünsche ich großen Reichtum und keine Kinder“. Viele Jahre später, zur Zeit, als Hoze bei seiner Tochter in Aubonne weilte und Heinrich Pestalozzi das Doktorhaus in Richterswil verwaltete, kehrte Schweizer dort ein, um von da aus im Namen der französischen Revolutionsregierung die politische Beeinflussung des Bündnerlandes vorzubereiten.

Gemeinsam mit Lavater nimmt sich Dr. Hoze der Familie des Grafen von Hallwil an. Dieser hat bei einem Besuch in Wien eine junge Verwandte aus der katholischen Linie seines Geschlechts, Romana von Hallwil, kennen gelernt, sich verliebt und sie entführt, um sich mit ihr zu vermählen. Die junge Gräfin hat damit und durch ihren Übertritt zur protestantischen Kirche die Möglichkeit einer Rückkehr nach Wien verwirkt. Lavater verwendet sich nun in Wien für die so Geächtete und erreicht — wohl zum Teil durch Hozes Bruder, der in österreichischen Diensten steht — eine Milderung der bevorstehenden Strafen: es soll keine Verfolgung, Nachstellung, Enterbung erfolgen. Der Graf reist nach Wien, kehrt aber krank zurück —

man spricht von Vergiftung. Hoze wird ans Krankenbett gerufen, kann aber nicht mehr helfen. „Ach, Hallwil ist auch gestorben!“ — klagt er Lavater — „Was wird aus der jungen Witwe werden?“ Und er fügt hinzu: „Dies ist mein schwerstes, unglücklichstes praktisches Jahr“. Im folgenden Jahre scheint die Gräfin von Hallwil bei Hoke in Richterswil gewohnt zu haben.

Auffallend ist, daß im Briefwechsel zwischen Hoke und Lavater der Name Heinrich Pestalozzi keine Rolle spielt, trotzdem Schweizer, Ratsherr Ott, Frau von Hallwil dem gemeinsamen Bekanntenkreis angehören und Pestalozzi im Winter 1793/94 Hokes Heimwesen in Richterswil verwaltete. Mehrfach dagegen erscheint Pestalozzis Mutter als Überbringerin von Sendungen nach Richterswil und Zürich. Großer Sympathien aber erfreut sich besonders Pestalozzis Schwester, die in Leipzig mit dem Kaufmann Groß verheiratet ist. 1777 hat sie der Bruder Hokes, damals Rittmeister, in Leipzig besucht.

Lavater hat dem Freunde in Richterswil nicht nur seine besten Bekannten zugeführt, auch ihre Briefe gingen nach Richterswil weiter und Bücher wanderten hin und zurück, begleitet von mannigfachen Meinungsäußerungen. Goethes Werke finden in Hoke immer wieder einen bewundernden Leser. Mendelssohn, Jerusalem, aber auch Tomsons Gedichte werden im Briefwechsel erwähnt: „Moses Mendelssohn zeigt doch allenthalben ein liebenswürdiges Herz, aber zur Zeit noch eine steinharte Deisterei; Jerusalem ist unendlich über meiner Einsicht“, heißt es bei Hoke. Und weiter: „Herders ‚Urkunde‘ ist mir Bibel, Betbuch, Schauer und Wonne“. Des Cotes Buch über den Nazarener Jesus wird genannt, Stolztes Anmerkungen zu Matthäus, das „Reich Gottes“ des Zürcher Theologen Heß.

Mit der Zeit hat sich Hoke eine ausgewählte Bibliothek angelegt. Darüber berichtet Matthison 1787 an den Berner Landvogt von Bonstetten, sie zeichne sich nicht etwa durch prahlerischen Reichtum an Bänden aus, sondern durch strenge Wahl des Besseren oder des Besten aus den wichtigsten und angenehmsten Fächern des menschlichen Wissens. „Nicht ohne literarischen Gewinn flohn mir mehrere Stunden vor den Bibliothekschränken des weisen und guten Mannes auf raschen Fittigen vorüber“... Schon 1773 hatte Johann Rudolf Schinz

für den Flecken Schwyz festgestellt, daß „die lectur guter bücheren“ stark überhandnehme, „woran Hr. Doctor Hoß von Richtenschweil schuld ist“.

Von Zeit zu Zeit berichtet Hoße über seinen Bruder, den spätern General, den Lavater schätzt, weil „er so ganz das ist, was er sein soll“. Hoße selbst, der so oft unter gedrückter Stimmung und Selbstvorwürfen leidet, sieht in seinem Bruder den Ausdruck von Kraft und Festigkeit: „So schön und stark dieser Mann im Außern, so tüchtig und fest und schön ist sein Charakter“. „Was feste Männlichkeit, Größe und Stärke sind, da bin ich mit ihm gemessen ein Zwerg“. Die Briefe an Lavater bringen immer wieder Beispiele seines außergewöhnlichen Mutes; 1774 stand der Offizier noch in russischen Diensten im Corps Soltikoffs, das bei Rußzig harte Kämpfe bestand. „Der General hätte gerne dem Morden ein Ende gemacht, aber die Feinde wollten nichts hören. Mein Bruder entschloß sich, stürzte in die Feinde hinein, gab sich gefangen; sein guter Engel schützte ihn und er brachte dem Serashier die Botschaft des Friedens“.

Zwei Jahre später trat der Bruder aus dem russischen Dienst zurück. Er weilte kurze Zeit in der Heimat, um dann in österreichische Dienste überzutreten und eine Ernennung zum Major im Kürassierregiment Berlichingen anzunehmen. 1784 wurde er Oberstleutnant und Kommandant eines galizischen Ulanenkorps. Der Koalitionskrieg gegen die Heere der französischen Revolution sieht ihn als Obersten mit seinem Regimentsstab in Freiburg im Breisgau. Der Berner Leutnant Rudolf von Effingen dient als Volontär in seinem Stab. Beide hoffen, im Winter 1793 einen Urlaub in der Schweiz verbringen zu können. Hoße gedachte seine Verwandten im Waadtlande zu besuchen. Doch riefen bald neue Kämpfe beide an den Rhein zurück. Dafür wurde Hoße im Oktober 1793 zum Ritter des k. k. militärischen Maria-Theresien-Orden und zum Generalmajor ernannt.

Der Arzt in Richterswil blickt voll Bewunderung auf seinen Bruder: „Das Schönste an meinem Bruder ist wohl, daß von den Meereswogen, die ihn stürzen und heben, und die wir vielleicht mit Herzklopfen in der Ferne schauen, er selbst das allerwenigste merkt und nichts siehet, als seinen Gott — und seine Pflicht. So lange er glaubte, unter den Ungerechtigkeiten,



Cabalen, Neid und vielleicht Verläumdung der Menschen zu leiden, nahm er seine Zuflucht nicht fürnehmlich zum Gebet, sondern zu ernstesten Entschliefungen, die mich zittern machten, und zu stillem, felsenfestem Handeln. Nun ihm aber Sieg und Segen worden find, wirft er sich in den Staub nieder vor Gott, bringt Dankopfer und bekennet laut: solche Dinge hat Gott getan für mich unter den Menschen und für die Menschen durch mich“.

### **9. Hoze's Stellung zu Lavater's religiöser Haltung.**

Hoze war mit seinem Freunde Lavater so eng verbunden, daß er auch an seinem religiösen Leben stärksten Anteil nahm. Bekanntlich war Lavater fest davon überzeugt, daß immer wieder neue Wunder das unmittelbare Wirken Gottes bezeugen müßten. Er erwartete darum, daß „ein höchstes Wesen“ jenes neue Wunder tun würde, das mit Gott verbinde. Wer aber wird dieses „höchste Wesen“ sein? Sollte es Cagliostro sein, der damals mit seinen Heilungen Aufsehen erregte? Joseph Balsamo — so hieß der Graf eigentlich, stammte aus Palermo. Er hatte als Gehilfe des Apothekers im Kloster der barmherzigen Brüder zu Caltagirone auf Sizilien medizinische und pharmazeutische Kenntnisse erworben und diese auf abenteuerlichen Reisen im Orient und in Ägypten erweitert. Bei seiner Rückkehr landete er auf der Insel Malta, stellte sich dem Großmeister des Malteserordens als Graf Cagliostro vor und erwarb sich durch seine geheimen Wissenschaften dessen Gunst. Empfehlungsbriefe des Großmeisters verschafften Cagliostro Eingang in den besten Gesellschaftskreisen von Neapel und Rom. Als Geisterbeschwörer und Magnetiseur wie als Arzt fand er größte Verehrung. Nach Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden und Rußland ließ er sich in Straßburg als Arzt nieder. Dort wandte sich der Basler Herrscher Jakob Sarasin an ihn. Den äußern Anlaß bot die Erkrankung seiner Frau. Gertrud Sarasin-Battier litt seit acht Jahren an Gallenfieber, das einen dauernden Schmerz an der rechten Körperseite verursachte. Dazu kamen heftige, krampfartige Anfälle und ein Durst, der kaum zu stillen war.

Schon Jahre zuvor war Hoze zusammen mit Dr. Sulzer von Winterthur zu einer Konsultation nach Basel berufen

worden. Er sah sich aber außer Stande, der Kranken zu helfen. „Ich fühle meine ganze Schwäche“, schreibt er an Sarasin, bedrückt von seinem Unvermögen. „Ich hoffe, daß Sie gelegentlich von Ärzten, die tiefer sehen, besseres erhalten“. Sollte diese tiefere Einsicht beim Grafen Cagliostro zu finden sein?

In der That gewann Cagliostro das Vertrauen Sarasins und seiner Frau. Das Paar siedelte nach Straßburg über und verbrachte die nächsten zwei Jahre in jener Stadt in fast täglichem Verkehr mit dem Grafen, der Gertrud Sarasin die Gesundheit tatsächlich zurückzugeben vermochte. Hoze wurde durch Lavater über den Gang der Heilung unterrichtet. „Ich höre begierig“, schreibt er am 17. Februar 1782, „was Du von Cagliostro, dem Großen, halten magst. Alles ist mir noch unbegreiflich. Ich habe noch gar nichts, was mir in dieser neuen Welt eine feste Überzeugung gäbe, und doch höre ich mehr als jemals von ähnlichen geringeren Kräften um mich her“. Hoze wünscht, daß ihm der Graf mit seinen Einsichten auch in andern Fällen zu Hilfe komme. Er stellte Fragen und bat Sarasin, sie bei dem Grafen zu vertreten. „Helfen Sie meinem wahren Dank und meinen Bitten bei dem Grafen nach“. Es muß sich in einem der Fälle, die Hoze beschäftigen, um Quecksilberkuren gehandelt haben, und Hoze ist erfreut, daß auch Cagliostro die Hilfe aus dem Quecksilber erhofft, sind diese Mittel doch das einzige, womit auch er „die greulichste Krankheit zu bekämpfen weiß“. Auf seine Fragen hat Hoze von Cagliostro nie Antwort bekommen. Die Freundschaft mit Sarasin aber bestand weiter. Noch in den neunziger Jahren nimmt Sarasin den ärztlichen Rat Hozes in Anspruch. Eine Antwort, die Hoze am 21. Juni 1794 erteilt, ist charakteristisch für die Stimmung des alternden Arztes: „Mein hochzuverehrender Herr und Freund! Tausend Dank um Ihrer lieben freundschaftlichen Zuschrift und um all dies Vertrauen zu mir. Lieber, was soll ich, nach gewissenhafter Überlegung auch nur des wenigen, was Sie mir vorläufig von dem kränkenden Jüngling sagen, rathen? Daß er bloß hypochondrisch, vom Unterleib aus beklommen — und, wie man heut zu Tage sagt, nervenschwach — und ermunterungsbedürftig ist. So findet er hier nichts als einen einsamen, ganz gesellschaftslosen und dabei äußerst kostspieligen Flecken und darinnen einen alten, mit Arbeit beladenen Arzt, der ihm nur ab und zu einen erhaschten Moment geben kann.

Ist er aber wirklich melancholisch — und spielt ihm seine Imagination schwere dunkle oder schlimme Streiche, so haben sich vermutlich seine besorgten Eltern in dem Namen geirrt. Denn hier im Dorfe wohnt ein Arzt, Herr Landis, der sich einen Hauptberuf daraus machet, Melancholische zu behandeln, sie in sein Haus aufnimmt, und über diese Krankheit eine schöne Dissertation geschrieben hat. Was ich vorläufig sehe, verbindet mich zu der Frage, ob es nicht am allerbesten wäre, für diesen Jüngling noch die gute Jahreszeit zu benutzen, um ihn zu einem Gesundbrunnen zu bringen? Zum Exempel nach vorangegangener nötiger Vorbereitung zur Quelle nach Pfäfers, und nach dieser allgemeinen Ausstählung zu dem Gebrauch des helvetischen stärkenden Pyrmonters: zum St. Moritzer Wasser? — In die kalten Bäder habe ich überhaupt nur ein sehr begränztes Vertrauen. Doch, auch alles dies ist vielleicht ein vorgegriffenes Zeug. Ich gebe es den Überlegungen der Eltern und der Entscheidung des gewöhnlichen Arztes, der die Umstände zunächst kennen muß, hin und wünsche herzlich, daß das gesegnet sei, was gewählt wird“.

Der Wunsch, Wundertaten kennen zu lernen, führte Lavater auf Wege, die bei seinen Freunden Bedenken erregten, die Gegner aber zu scharfem Spott reizten; Hoze blieb der besonnene Vertraute.

Gegen Ende 1771 war es ein württembergischer Bauer, Martin Reil von Schlierbach, der durch merkwürdige Heilungen Lavaters Aufmerksamkeit erregte. Hoze ermunterte den Freund, Reil nach Zürich kommen zu lassen. Und in der That scheint der Bauersmann aus Schlierbach gegen Ende 1771 der Gast Lavaters gewesen zu sein. Ende Dezember bittet Hoze um einen Expressen, wenn „Martin von Schlierbach“ kommt, und im Januar stellte er die Frage: „Ist Martin von Schlierbach noch in Zürich?“ Zu Wundertaten kam es nicht. „Er tat kein Wunder bei mir“, schreibt Lavater an Herder, und fügt in seiner eigenartigen Leichtgläubigkeit bei: „aber ich glaube, daß er thun könnte, wenn er recht ins Gedränge käme“.

Die unbefriedigenden Ergebnisse beim Besuche von Martin Reil hinderten Lavater nicht, neue Abenteuer zu suchen. Im Jahre 1774 trat der katholische Priester Johann Joseph Gäßner in seinen Lebenskreis ein. Dieser Vorarlberger, der zu Innsbruck und Prag Theologie studiert hatte, begann Kranke durch

Exorzismen und Segnungen zu heilen. Er behauptete, sehr viele Krankheiten seien Wirkungen des Teufels, so daß nur Gebete und Beschwörungen sie zu heilen vermöchten. Anton Ignaz von Fugger, der Erzbischof von Regensburg, berief Gäßner nach Ellwangen. Die Zahl der Patienten stieg; sie soll im Dezember 1774 über zweitausend betragen haben. Sein Buch über den „nützlichen Unterricht, mit dem Teufel zu streiten“ fand große Beachtung. Hoze muß es von Lavater erhalten haben. „Bei dem elenden Gefecht mit dem Satan gingen mir Schauer auf“, schreibt er dem Freunde in Zürich. Als sich Papst Pius gegen Gäßners auffallendes Auftreten wandte, zog sich dieser gehorsam auf die Pfarrei Bendorf in der Diözese Regensburg zurück, wo er schon 1779 starb.

Wie sollte Lavater, der so rasch von allem Neuen, Sonderbaren angezogen wurde, sich Gäßner entgehen lassen! 1778 entschließt er sich zur Reise nach Bendorf. Der treue Pfenninger soll ihn begleiten. Hoze wird um Rat gefragt. Er wünscht Glück zur Reise, da sie Wahrheit suche, aber er warnt vor allzu raschen Schlüssen: „Laß Dir nicht genügen an epileptischen und konvulsivischen Krankheiten; unglaublich ist da das Spiel der Nerven und die Kraft der Imagination auf dieses Spiel... Ich glaube, daß Gäßner auch andere Krankheiten zu heilen vermag, wie die Laien-Schwester, die ich zu Münsterlingen an hektischem Fieber zu Bette fand... Du kannst und wirst sehen und entscheiden; denn wer's einfältig erfahren will, der kann's". Für Hoze ist eines gewiß: Gott kann in allem und durch alle helfen, und er will's. Später freilich warnt er Lavater davor, über Gäßners System öffentlich zu schreiben; das hieße in ein Wespennest stechen. Auch die Reise zu Gäßner brachte nicht jene Ergebnisse, die Lavater erwartet und erhofft hatte: „Fragt man Dich Gäßners wegen“, so schreibt er an Hoze, „so sage, Lavater fand ihn sehr ehrlich, aber ohne allen evangelischen Geist, voll Herrschaft über die Nerven, ohne Trug und ohne himmlische Sendung“.

Ein Jahrzehnt nach den Gäßner-Erfahrungen hat die Lehre Mesmers vom Magnetismus unsern Lavater in ihren Bann gezogen. Im Sommer 1785 hatte er in Lausanne und Genf den vom Marquis de Puységur, einem eifrigen Schüler Mesmers, entdeckten magnetischen Somnambulismus kennen gelernt und bald darauf das neue Heilmittel an seiner seit Jahren



kränklichen Frau verwendet. Ein Jahr darauf schrieb er in einer „Rechenschaft an seine Freunde“, daß er mehr als hundertmal mit eigenen Augen gesehen habe, wie eine Kraft im einen Menschen durch Berührung in den andern übergehen könne. Er ist überzeugt, daß einzelne sensible Personen durch Magnetisation in einen divinatorischen Schlaf versetzt werden können. Voll Eifer wendet er sich nun der Lehre und den magnetischen Versuchen Mesmers zu, der als Arzt in Wien seine ersten Erfolge zu verzeichnen hatte, dann in Paris zur Sensation wurde. Lavater suchte durch Besprechungen mit seinem Bruder Dr. med. Diethelm Lavater, mit Dr. Hoze, mit dem Lausanner Arzt Tissot zur Klarheit zu gelangen. Im Magnetismus glaubte er endlich die direkte Verbindung mit Gott erlangen zu können, die er schon so lange sehnlichst herbeiwünschte.

Um Mesmer und seine Lehre vom Magnetismus entspann sich ein Kampf, in den auch Lavater hineingezogen wurde. Im „Berliner Journal“ wurden Briefe veröffentlicht, die gegen den Magnetismus und seine Begünstigung durch Lavater Stellung nahmen. Der Streit griff auch auf Zürich über. „Seit einigen Wochen triumphiert auch in unserer Stadt der *Magnetisme animale*“, schrieb der junge Dr. Paul Usteri an J. J. Römer am 9. September 1785. „Ihm ist ein Tempel aufgerichtet, und seine Priester sind im Staate nicht die geringsten, sind Lehrer des Volkes“. In der „Physikalischen Gesellschaft“ muß es unter dem Präsidium des Rats Herrn Dr. Hirzel zum offenen Streit gekommen sein. Man wunderte sich über die Stellungnahme der drei Ärzte Dr. Diethelm Lavater, Dr. Hoze und de Neufville aus Frankfurt, die als Zeugen für magnetische Szenen angerufen wurden. Die Geister schieden sich; während Dr. Scherb aus Bischofszell für Lavater und den Magnetismus eintrat, war vom Genfer Arzt und Philosophen Bonnet und vom Schriftsteller Campe eine Warnung an Lavater ergangen. Für diesen bricht eine besonders schwere Zeit an: die Rationalisten greifen ihn wegen seines „Pontius Pilatus“ an, Goethe sagt sich von ihm los, die letzten Freunde aus der Gruppe der christlichen Theologen verlassen ihn; in Zürich wird er von der intellektuellen Elite verlacht. Eine große Niedergeschlagenheit bemächtigt sich seiner; er ist von der Nähe seines Todes überzeugt. . . . Hoze bleibt dem Freunde in Treue verbunden.

In dieser Zeit begegnet uns zum ersten Male der Name des Frankfurter Arztes de Neufville. Nach seinen Studien in Göttingen ist der junge Mann auf einer Bildungsreise nach Zürich gekommen und hat sich da vor allem dem Kreise um Lavater und Pfenninger und mit diesen der Familie Schultheß im Schönenhof angeschlossen. Im Herbst 1785 weilt er bei Dr. Hoke in Richterswil, um von dort nach Wien zu verreisen. Schon im folgenden Jahr aber kehrt er an den Zürichsee zurück. Die Ursache ist bald zu erkennen: am 15. Februar 1787 bittet Hoke den Freund Lavater, seine lieben Kinder einzus Segnen. De Neufville hat sich mit Hokes jüngerer Tochter Renate verlobt.

Die gemeinsamen Erlebnisse mit Lavater und dessen Bekenntnisschriften mögen Hoke zu dieser Zeit veranlaßt haben, sich über seine eigene religiöse Haltung Rechenschaft zu geben. Der Brief an Lavater, in dem diese Selbstprüfung erfolgt, läßt uns in Hokes Wesen und Innenleben so tiefe Einblicke tun, daß er hier vollständig mitgeteilt werden mag:

„4. Dezember 1786 frühe.

Ich bin ruhig und ernst, und ergreife diese stille frühe Stunde zu schreiben Dem — unter allen mir bekannten Erdenjöhnen Einzigem: — den Du nennen zu dürfen, mich oft dehmütigen will — Mit gänzlicher Furchtlosigkeit zu schreiben — wär's auch lauter kindisch Lallen, dem, der meine Schwächen kennt wie keiner — und meine Treu.

Dein Schreiben über Gottes Erkenntnis ist mir aus der Seele geschrieben, durch und durch, hat in mir, wie viel beruhiget, wie manches, das schlummerte, entwickelt, erhellet.

Überhaupt meine ich, kann der Mensch dem Menschen nichts geben, wie wir jezt noch sind; nur bewegen, aufwecken das schlummernde, das vielleicht erstorben wär, ansachen, entwickeln, daß es wachse zu Baum und Frucht; daher es so schwer, den Menschen zu überzeugen, wenn das Samentorn tief liegt unter Schlamm und Erde: — und unmöglich, wenn dies Korn nicht da — oder schon erstorben ist.

Ich erinnere mich, vor etlichen Jahren meine damals vermeinte Geisteschwäche Dir bekannt zu haben, daß ich mir von dem, was die heutige Philosophie Geist, Einfachheit, Monos nennt, schlechterdings keine Idee machen könne, ich müsse immer teilen und wieder teilen — und beschränken: — und

über alles seye eine unendliche, allgegenwärtige Monade für mich ein sinnloses Geschwätz.

Mein Gott war mir personifiziert von meiner Kindheit an, und ich denke noch jezt oft mit Vergnügen an die kindischen Vorstellungen, die ich mir an meiner frommen Mutter Seite beim lauten Morgen- und Abendgebet von Gott, Christus, Dreieinigkeit — gemacht habe. — ich mußte mir wenigstens Jemand denken, mit dem ich redete — der mich beten sah und hörte.

In den Jahren, wo ich selber hätte denken, prüfen, forschen, zweifeln sollen, war mein Glaube Gefühl, allenfalls Rück-erinnerung voriger Empfindungen und Erfahrungen und über alles Tiefere schmetterlingte mein Leichtsinn sorglos weg.

Humanisiert hat meinen Gott mir Lavater schon lange — und Er wird Ihm's wohl noch lohnen — und sich meiner erbarmen, gewiß, daß ich Ihn immer mehr erkenne.

Unübertrefflich wahr und hell und klar ist mir, was von großen Bibelmenschen und ihrem Geistes- und Glaubensgang gesagt ist.

Geist und Körper — so verschieden: so voneinander entfernt Ihr immer wollt — nur nicht entgegengesetzt, nicht einander opponiert, sonst vergehen mir Sehen und Hören und alle meine Sinnen. Mir ahndet, es ist in der ganzen Natur eigentlich nichts opponiert: alles und alles nur auf unendliche Arten modificiret, alles unendlich verschieden und alles Eins.

So höchst verschieden der trübste Wein ist vom reinsten Alcohol, so sind sie doch nicht entgegengesetzter Natur und Wesens.

Je heterogener eine Creatur, desto destructibler, gährender, sich selbst aufreibender, je homogener, desto perennierender. — Marmor ist perennierender als Holz — und dies mehr als Fleisch und Gebein.

Je homogener, desto concentrirbarer und extensibler zugleich. Ein Lichtstrahl durch eine Nadelöffnung dringend in die Finsternis: wie viel erhellet er. — Ein Tropfen Aether mit aetherischem Oel impraegniert: wie concentrirt; ich gieße ihn aus, er verfliegt, und berührt von hundert gegenwärtigen Menschen Millionen Geruchsnerven: wie extensibel.

Man spreche mir hier nicht von Leblosigkeit als Gegensatz von Leben, von lebendigem Geist als Gegensatz von totem

Körper. Ich schlage aus dem toten Kiesel mit totem Stahl den Funken, der zu lebendigem tätigem Licht und Feuer wird. Was ist's? was anders als Modification? Aus dem toten Samenkorn wird ein lebendiger Baum — aus dem toten Samentropf — ein lebendiger Mensch: was ist's als Modification, Apposition, Entwicklung, Vervollkommnung, und durch alles höhere, vollkommenere, das ist lebendigere Existenz.

Ich weiß zwar nicht, was die Schulmeister heutiger Philosophie und Theologie aus diesem alles gegen mich abstrahieren könnten und demonstrieren: — aber das beunruhiget, das kümmert mich im geringsten nicht: viel mehr dank ich meinem Gott, daß ich mir durch diesen Ideengang, diese Vorstellungsart, die Möglichkeit, die höchste Wahrscheinlichkeit — (Gewüßheit, Zuversicht kann nur Jesus Christus geben, Sein Dasein und sein Zeugnis) — meiner Ahnungen, Hoffnungen, Wünsche denken mag: daß Ich perennierender, ewig dauernder, ewig perfectibler, extensibler, ewig lebendiger Grundnatur bin — und einst von Herzen darüber lachen will, wenn mir zu erkennen gegeben wird, wie kindisch ich träumte, und wie das alles noch unendlich höher, reiner, göttlicher geschieht, als ich mir jetzt in diesem Leib von Erde zu denken vermag.

Wozu denn das ewige Geschrei: das ist alles nichts; das ist Materialismus; es muß ganz anders sein; Leben ist im Gegensatz mit Tod, Sterblichkeit mit Unsterblichkeit — das Zusammengeflochtene mit dem Einfachen! — Wo nehmen wir jetzt die Sinne her, dies zu erkennen und zu begreifen? wollen wir weiser sein als der Schöpfer, der uns gestaltet hat — und mehr sehen, als Er uns bei diesen Organen, in Staub und Erde gehüllet, zeigen kann. — ach, Er zeigt uns ja genug, wenn wir es sehen wollen! — wir sind Knaben gleich, die mit kindischer Faust und hölzernen Stäbchen sich dünken, Schlachten zu liefern.

Wie unbeschreiblich beruhigend, erquickend, belebend muß mir dann alles sein und werden, was da von relativer Analogie von Mensch zu Gott — von innerem Sinn des inneren Menschen (des perennierenden hominis in homine) und seinem Messen darnach — von der Vervollkommnung der Gotteserkenntnis in Verhältnis mit eigener Vervollkommnung — von der Selbstvergöttlichkeit, durch die Vermenschlichkeit Jesu Christi in mir — gesagt ist — ach! wie unbeschreiblich beruhigend und beseligend!



Diese Vorstellungsart, so ewig wahr und so klar sie ist: hab ich mir für das gegenwärtige Leben, so klar, so wahr und so kühn nie ausgedacht — wohl aber für das künftige Leben.

Hingegen ging ich, sint einicher Zeit, rückwärts einen fürchterlichen Ideengang, den ich um seiner Fürchterlichkeit willen vielleicht noch nie aussprach — rückwärts, bis zu der Vermutung eines ewigen Todes — d. i. des Zerfallens, Vermoderns des ausgeleerten, ausgebrauchten Geschirrs, des verwüsteten Caput mortuum, aus welchem die Operation, die wir Sterben nennen, auch nicht einen Tropfen Lebendigkeit mehr heraus zu destillieren vermag!

Mein Glaube aber, dessen ich lebe, ist: daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist — auf daß ein Jeder der an Ihn glaubt, nicht verloren werde, nicht ewig sterbe, sondern lebe, ewig lebe“. — Was unser Herr auf Erden konnte, das kann er doch wohl noch im Himmel. — dem zerfleckten Rohr — und dem glimmenden Docht einen Lebenstropfen zugießen, daß sie grünen und leuchten, das tote Aug und die lahme Hand lebendig machen — und dem Leichnam rufen: Lebe!

Dies ist mein Glauben, dessen ich lebe. Gott spricht mich los — und Christus gibt mir Leben, Tugend, Heil“.

## 10. Die Familien Crinsoz und de Neufville.

Hokes ältere Tochter war zu dieser Zeit schon seit einigen Jahren in Aubonne am Genfersee verheiratet:

„Am 28. Februar 1783 vermählte sich Anna Elisabeth, genannt Louise von Hoke, die Tochter des Johannes Hoke, Dr. med. in Richterswil, und der Elisabeth Pfenninger, in der Kirche zu Lussy mit Jean-Sigismond Crinsoz. Von den zwei Kindern dieses Ehepaares starb das eine schon im ersten Jahr seines Lebens, den 3. Januar 1785, an Sichten in Aubonne, eine Tochter Louise-Cécile, geboren am 15. September 1786, starb unverheiratet am 4. Januar 1832“. So lautet eine Aufzeichnung, die ich dem Familienarchiv der Crinsoz in Aubonne verdanke und hier in freier Übersetzung wiedergebe.

Wie kam ein Crinsoz dazu, die Tochter Hokes in Richterswil zu heiraten? Die Genealogie der Familie Crinsoz de Cottens gibt uns einige interessante Aufschlüsse. Théodore Crinsoz (1690—1766), Seigneur de Bionnens et de Givrin, wurde 1712



Anna Elisabetha,  
genannt Louise, Crinsoz de Cottens-Hohe  
1767—1825

Ministre du St-Evangile. Er ist Verfasser verschiedener theologischer Schriften, unter anderem einer solchen über die Apokalypse, und ein hervorragender Orientalist. Mit Davel befreundet, hatte er während dessen Gefangenschaft lange Unterredungen. Er war es auch, der Davel auf dem Wege zum Schaffot von Lausanne nach Vidy begleitete. Einen Teil seines Vermögens hat er wohlthätigen Stiftungen in Lausanne zugedacht. Sein Sohn Jean Crinsoz aber — und hier ergibt sich die Verbindung mit den Hoze — wurde Offizier im französischen Regiment Royal Bavière, in dem auch Hozes Vater seine chirurgischen Kenntnisse vertieft hatte. Crinsoz machte den Feldzug in Böhmen und die Belagerung von Prag mit (1742). Als Schloßherr zu Trévelin verkaufte er die Herrschaft Givrins 1768.

Die Freundschaft, die auf gemeinsamem Kriegsdienst in fremdem Heere beruhte, scheint den Sohn Jean-Sigismond Crinsoz nach Richterswil geführt zu haben. Das junge Paar bezog das stattliche Wohnhaus in Aubonne. Allein die Ehe wurde keine glückliche. Die schöne Louise Hoz scheint — von ihrer geisteskranken Mutter her erblich belastet — einen zu großen Aufwand getrieben zu haben. Man erzählt noch heute in Aubonne, daß sie sich vierspännig zur Kirche führen ließ, die doch nur hundert Schritte vom Wohnhaus entfernt war. Der ängstliche Gatte suchte sich vor seinen Nachkommen durch die Führung eines genauen Verwaltungsbuches darüber auszuweisen, daß er ein getreuer Haushalter gewesen sei und am Rückgang des Vermögens keine Schuld trage. Die einzige Tochter blieb unverheiratet. Sie verehrte ihren alten Vetter Pestalozzi, den sie in Yverdon besuchte.

In seinem „Etat de Rentier“ über die Erbschaften seiner Frau gibt Jean-Sigismond Crinsoz de Givrins (de Cottens) folgende Aufstellung:

|                                        |        |            |
|----------------------------------------|--------|------------|
| die Frau erbte von ihrem Vater . . . . | Livres | 82 013. 3  |
| von ihrem Onkel General Hozé . . . .   | „      | 22 206.10  |
| von Mr. Schmid, Uetikon . . . . .      | „      | 570. 8     |
| von ihrer Mutter . . . . .             | „      | 32 242.12  |
|                                        | Livres | 137 032.13 |

Dr. Hozé hatte außerdem das Besitztum Roveray zwischen Aubonne und Allaman für 12 000 Gulden gekauft. Er weilte im Winter 1793/94 in Aubonne, während Heinrich Pestalozzi

sein Haus in Richterswil verwaltete. Auch im Waadtlande werden Hokes ärztliche Dienste in Anspruch genommen. Ein Herr von Diesbach ruft ihn nach Moudon; auf der Reise „durch den beschneiten, windsheulenden Jura“ holt sich Hoke ein ernstliches Flußfieber. An Lavater schreibt er in eben dem Zimmer, in dem „der ehrwürdige Crinsoz über der Apokalypse gebrütet — und so vieles auf das Ende des Jahrhunderts abgestellt hat“.

Hokes Stimmung ist trübe. Die Schrecken der französischen Revolution mochten ihren Anteil daran haben. „Die Welt ist falsch und böse“, schreibt er an Lavater. „Die Zeiten sind mir dunkel, schwer und schwanger — die Irrgeister aller Farben und aller Kräfte überschwemmen den Erdboden und suchen, wenn es möglich wäre, auch die Redlichsten zu verführen. Ach, Lieber, je mehr ich in meiner friedlichen Stille durch mich und durch andere Menschen die Welt beschaue, je mehr finde ich, daß Einfalt und Treue, Einfachheit und Gradsinn — die Weisheit der Kinder — alles zur Torheit worden ist, womit die Welt ihr Spiel treibt. — Wenn dies den praktischen Sinn für die Welt nicht tötet, so tötet es doch den theoretischen Glauben an die Welt — und macht die Einsamkeit zum letzten Zielpunkt unserer Wünsche“.

In Aubonne erhielt Hoke einen Brief seines Bruders, der gegen ein französisches Heer im Kampfe stand. „Vor etlichen Tagen“, schreibt der General am 29. Oktober, „da ich mich eben mit dem Feinde schlug — ich muß mich fast täglich mit ihm schlagen — kam der Herzog von Weimar sechs Stunden weit hergeritten, mich zu besuchen — er umarmte mich brüderlich und sagte mir Sachen, die zwar wohlthun, meine Einbildung aber nie verführen werden. Es ist Gottes Hand, die jede Menschenhandlung leitet — und sie beglückt, wenn Pflicht-Treue die allereinigste Absicht ist“.

„Ich weiß nicht“, fügt Dr. Hoke bei, „was je ein König mir schenken könnte, das mir so lieb wäre, wie dies Wort aus meines Bruders Mund — der Mann ist geborgen!“

Während Hoke in Aubonne weilte, mag daheim in Richterswil Lavaters Sohn die ärztliche Praxis besorgt haben. Die Freundschaft mit dem Vater hatte sich frühe auch auf den Sohn übertragen. Als dieser sich zum Medizinstudium entschloß, schrieb Hoke an den Freund: „Dein lieber Sohn hat etwas Schönes, Schweres gewählt, das hoch erfreut und tief ver-



wundet, das die Menschen an uns zieht und unsere Ruh und Freiheit an sie bindet“. Heinrich Lavater bereitete sich bei seinem Onkel Diethelm auf seine medizinische Laufbahn vor. Hoze hatte empfohlen, die ersten Studien in Zürich durchzuführen: „So viel glaube ich, daß die praeliminaria zur Medizin zu Zürich so gut, vielleicht jetzt besser als nirgends können erlernt werden. Es hat mir auf Universitäten sehr wohl getan, daß ich vier Jahre zu Zürich und darnach ein Jahr in meines Vaters Apotheke gelebt habe“. Gleich nach Abschluß seiner Studien, noch nicht 22 Jahre alt, vermählte sich der junge Lavater mit Barbara Ott, der Tochter des Stadtrichters. Bald zog das junge Paar nach Richterswil zu Hoze, bei dem Lavater seine medizinischen Kenntnisse zu erweitern wünschte. Daß man auch auswärts von dieser Entscheidung vernahm, zeigt ein Brief Anna Stolbergs an Lavater: „Daß Ihr Sohn nach Richterswil zum Dr. Hoze zieht, freut mich sehr; immer wünschte ich heimlich, daß es geschehen möchte“. Aus Bremen schreibt Pfarrer Stolz an den jungen Lavater: „Mit unaussprechlicher Freude vernehme ich an dem heutigen Tage von deinem Vater und von Doctor Hoze deine Versetzung nach Richtersweil. Ich setze voraus, daß du bereits mit Thränen der Freude dem Gotte deines Lebens gedankt haben werdest für diese ausgezeichnete Wohltat. Entsprich nun den gerechten und edeln Hoffnungen, die sich der großmüthige Freund deines Vaters, der Mann, dessen großes, fürstliches Herz ich Königen wünsche, von dir macht. Verdienne sein Zutrauen! Erwirb seine Hochachtung! Erleichtere ihm sein Leben! Verschaffe Ruhe und Lebensgenuß seinem Alter! Dein tägliches Leben sey ein täglicher ununterbrochener Dank. Lerne Berufstreu, Weisheit, bestimmte, fixierte Wirksamkeit, ausdauernde Geduld, Gleichförmigkeit des Betragens, Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit, Menschlichkeit, Seelengröße von dem Manne, mit dem dich Gott so nahe verband! Entlerne ihm seine Kunst! Benutze seine Erfahrung! Ehre seine Rätthe! Durch dich komme der Schatz von Wissenschaft und Erkenntnis, den sein großer Geist sammelte, auf eine dankbare Nachwelt!...“ Pfarrer Lavater selbst ist hoch erfreut: „Lieber Bruder, Vater, Freund, Arzt und Wohltäter“, so beginnt sein Dankbrief an Hoze, „ich bete Gott an und erkenne Dich als Werkzeug seines Glückes und seiner Ausbildung“.

Der Beginn der Lehrzeit in Richterswil gab Anlaß zu einer Vereinbarung zwischen Hoze und seinem jungen Freunde, die ungewohnte Sätze enthält: „Wichtig und ehrwürdig“, so heißt es da, „bleibe mir die niedere Klasse leidender Menschen aus Menschlichkeit und aus Dank. Sie — die Menschlichkeit — war meines Hauses Segen vom Großvater an bis heute; sie gebiert Freuden, die die Welt nicht kennt... Willst du Arzt sein, so sei Mensch! Der kranke Mensch sieht's, ahndet's, spürt's dem Arzte an, daß er Mensch ist; und das wirkt tief und stark auf ihn“. Und später heißt es in dieser Vereinbarung: „Jeder edle Mensch hat nur einen gesellschaftlichen Zweck: zu wirken und zu nützen. Der Arzt sei blind und stumm und taub für alles andere als für dieses eine: ich will wirken, raten, helfen, heilen“. Von Hozes sozialer Einstellung zeugen folgende Worte: „Es muß für einen armen Menschen oder für einen armen Boten, dem jede Stunde und jeder Groschen seines dürftigen Tagegeldes wichtig ist, ein bitteres, zerschneidendes Gefühl sein, wenn er dastehen, zuschauen, warten muß, wie man für vornehme Menschen Zeit und Stunden wegwirft“.

Mehr als drei Jahre blieb der junge Lavater bei Hozе. Und als es im November 1793 sich zeigte, daß er „in seines Großvaters medizinisches Haus“ einziehen konnte, da war Lavater voll des Dankes gegen Hozе: „Wie kann ich meinen Sohn in wenig Tagen von Dir scheiden sehen, ohne Dir noch ausdrücklich den warmen Dank, der in meinem Herzen ist, zu bezeugen. Ich fühle zu lebhaft, ich denke es mir zu bestimmt und klar, was mein Sohn für sich Dir zu danken hat und was ich, als Vater, Dir zu danken habe, als ich je besorgen dürfte, unempfindlich zu werden oder — es vergessen zu können“.

Um 1794 war Süddeutschland zum Kriegsschauplatz geworden zwischen den Heeren des revolutionären Frankenreiches und denjenigen der Koalition. Hozes Bruder, der selbst in diesen Kämpfen Bedeutendes leistete, mag nach Richterswil berichtet haben. Hozе fürchtete für die Familie seines Schwiegersohnes de Neufville in Frankfurt a. Main und wünschte sie bei sich aufzunehmen. Es scheint, daß das junge Paar Frankfurt im August 1794 verließ, um den Stürmen des Krieges zu entgehen. „Jetzt ist die liebe, flüchtende Karawane auf der Reise — und ach, wenn Gott nicht wunderbar darein sieht, so ist's entschlossen in dem Rat der Franken, daß Frankfurt werde wie

Cassel!“ (Diese Stadt wurde im Siebenjährigen Krieg viermal von den Franzosen besetzt).

Dem jungen Paar de Neufville wurde aber in Richterswil schweres Leid. Ein Eintrag im Totenbuch lautet: „Am 16. Mai 1795 starb Johannes de Neufville, Herren Matthias Wilhelm de Neufville, Medicinae Doctoris zu Frankfurt am Main, ehelich geb. Söhnli, starb bey seinem Herren Großvater, Herrn Doct. Hoze allhier zu Richtenschweil, seines Alters 18 Tag weniger als ein Jahr“. Wie mag der Arzt getrauert haben, daß er seinen kleinen Enkel nicht zu retten vermochte.

### 11. Die politische Bewegung am Zürichsee 1792—1795.

Am Zürichsee beschäftigte man sich anfangs der Neunzigerjahre lebhaft mit den Vorgängen, die durch die französische Revolution in Paris ausgelöst wurden. Die wohlhabende, geistig rege Bevölkerung besann sich auf jene Rechte, die ihr in früheren Jahrhunderten zugestanden worden waren und suchte nach den entsprechenden alten Urkunden. Im engeren Kreise der Vertrauten und in größeren Versammlungen sprach man von den Menschenrechten, wie sie in Frankreich und Nordamerika proklamiert worden waren und besann sich auf Wege, die im eigenen Lande beschritten werden konnten. Es waren vor allem die Gemeinden Stäfa und Wädenswil, in denen die Bewegung starke Anhängerschaft fand. Eine Reihe von jüngeren Landärzten, aus der Schule Chorherr Rahns hervorgegangen, nahm sich der Bewegung an. Zu ihnen gehörte der Chirurg Pfenninger in Stäfa. Bei seiner engen Verbundenheit mit der Landbevölkerung wurde auch Hoze in diese Bewegung einbezogen. In Verbindung mit seinem Kollegen Landis beteiligte er sich an der Gründung einer Lesegesellschaft in Richterswil.

Bei seinen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu führenden Geschlechtern der Stadt Zürich — seine Mutter war ja eine Gschn — und seiner Herkunft aus dem Landvolk — väterlicherseits — mußte für ihn die Mittlerrolle naheliegen. Er sah Fehler auf beiden Seiten und erkannte, daß beide Richtungen Zugeständnisse machen mußten, um zur Einigung zu gelangen. Schon im Februar 1793 schrieb er an Lavater:

„Von welcher Lippe fällt das Wort: Nein, das soll anders werden; das wollen wir nicht mehr tun. Da, mein Lieber, liegt wohl der tiefste Schaden Josephs. Aber die Wundärzte und Krankenwärter, die zunächst stehen, pflastern nur den tiefsten Schaden oder reißen ihn gar mutwillig auf und vergiften ihn, statt im Ernst heilen zu wollen, auch wenn zuweilen Ätzstein nötig wäre; da, Lieber, liegt wohl des Gerichtes bängste Last. Guter Gott, was vermögen ein Zug Mordsgeschütze und eine Handvoll Waffenträger, wenn die Geister im Streit stehen“.

In zwei Briefauszügen, die Hoze beilegt, umreißt er seine eigenartig tragische Stellung: „Mein entsetzlicher Abscheu gegen alle Unordnung, Aufruhr, Empörung — was gegen alle meine gesellschaftlichen und religiösen Grundsätze à diametro streitet — macht mich, wo ich den Mund öffne, zu einem Aristokraten. Meine entsetzliche Abscheu gegen alle getränkten Rechte der gesellschaftlichen Menschheit, gegen alle gewalttätige oder erschlichene Manipulation macht mich, wo ich den Mund öffne, zu einem Demokraten“.

Gerüchte und Verdächtigungen müssen Hoze im Innersten getroffen haben. Er sieht kaum noch eine Möglichkeit, sich gegen außen zu wehren; er sucht Ruhe in seinem Gewissen: „Gott wird mich richten nach meinem Herzen. Er weiß, ob ich der Wahrheit mutwillig widerstrebe? ob er ein solches Glaubenssensorium nicht in mich gelegt oder ob ich es vergraben habe? Ob meine Stimmung erstumpfet und ruhet oder das Resultat stiller und ruhiger Betrachtung eines alten Mannes ist? Mein Atem und mein Herz gab ich mir nicht selber; aber in den Schoß der Erbarmung dessen, der sie mir gab, lege ich mich furchtlos hin“.

Er entschuldigt sich, daß er mit keinem Menschen, auch mit Lavaters Sohn nicht, über diese Dinge sprechen möge. Anfragen von auswärts bedrängen ihn. Er erzählt Lavater, wie er aus einem Winkel der Schweiz gefragt worden sei, ob es wahr wäre, daß er an Gemütskrankheit leide, die ihn unbrauchbar mache, ob er wirklich für die Welt tot sei. Mutlosigkeit hat ihn befallen. „Wo ich mich beschaue und ergreife, finde ich nur den unnützen Knecht. Lieber, es ist dunkel um mich her und meine Seele trauert; ich meine immer, ich sollte nichts tun, als Öl sammeln in die beinahe leere Lampe. Wenn ich einen Segen hätte, ich legte ihn auf Dein hoffnungsvolles Kind Louise, wie



auf meine eigenen Kinder. Einer aber ist's, von dem aller Segen kommt, und zu ihm kann ich flehen“.

Die Unruhen am See mögen Hoze veranlaßt haben, Richterswil für einige Monate zu verlassen und seine Tochter in Aubonne aufzusuchen. Pestalozzi verwaltete inzwischen sein Haus und empfing dort den Besuch des jungen Fichte, der damals als Hauslehrer in Zürich tätig war. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch Pestalozzis Aufenthalt im Doktorhause Anlaß zu Verdächtigungen gab, denn außer Fichte weilte auch jener Johann Caspar Schweizer für kurze Zeit bei Pestalozzi, der jetzt als Agent der französischen Regierung vor allem das Bündnervolk für die neuen Ideen gewinnen sollte. Er wartete in Richterswil auf die Erlaubnis, in Bünden einzureisen, erhielt sie aber nicht.

Die noch vorhandenen Akten über die Unruhen am See lassen nicht genauer erkennen, welcher Art die offiziellen Verdächtigungen waren, unter denen Hoze so sehr litt. Ein kleiner Hinweis mag im Bericht des Landvogtes von Orelli über einen gewissen Michelhausen aus Bremen gegeben sein, der mit Hoze verkehrte. Michelhausen logierte im „Engel“ zu Richterswil, nachdem er sich einige Zeit in Zürich aufgehalten hatte. „Er soll einige Zeit in Rußland als Arzt gelebt haben, hernach auf Wien gereist sein, wo er als Propagandist auf die Liste verdächtiger Personen gekommen und sich noch zu rechter Zeit geflüchtet hat. Er wollte sich zu Basel aufhalten; da soll er aber das Consilium abeundi bekommen haben. Zweimal war er bei Herrn Dr. Hoze in Richterswil gewesen, aber sonst hat er keinen andern Menschen weder in Wädens- noch in Richterswil besucht; auch hatte hier niemand die mindeste Ahndung und Vermutung von seiner allfälligen Denkungsart und Grundsätzen. . . Es ist ein Glück, daß er die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts im „Engel“ logiert, wo allein die hiesige sogenannte aristocratische Gesellschaft hinkommt und er gar niemals in das Wirtshaus zur „Krone“ hingegangen, wo unsere sogenannten Demokraten und Beaux-Esprits verkehren. Michelhausen reiste verfloffenen Dienstag von hier weg nach Luzern. Er war in allem — ohne daß ich nur das mindeste davon wußte — ungefähr zehn Tage hier gewesen, hatte aber in dieser Zeit einige kleine und kurze Zwischenreisen nach Einsiedeln, dem Egel und einigen andern umliegenden Berggegenden gemacht“.

Soweit der Bericht des Landvogtes Orelli auf Burg Wädenswil. Wie er in Zürich aufgenommen wurde, wissen wir nicht. Wie sehr die Gerüchte um sich griffen und welche Form sie annahmen, zeigt ein Brief des Vaters Pius Ropp, des Priors in St. Urban, an J. J. Heß in Zürich vom 25. April 1795. Ropp scheint mit Lavater und Hoze befreundet zu sein und ist darum erschrocken ob der Nachricht, Lavater und Hoze seien entzweit, weil dieser im Verdacht stehe, sich gegen die zürcherische Staatsverfassung vergangen zu haben. Er sei darum „oberkeitlich nach Zürich zur Verantwortung zitiert“ worden, sei aber darob in solche Furcht geraten, daß er eilig all sein Hab und Gut verkauft und nach Mubonne zu seiner Tochter geflohen sei. Auch Hozes Bruder, der General, sei gefangen gesetzt worden. „So wenig ich davon glaube“, schreibt Ropp, „so hat doch dieses Gerüchte in vieler Augen so wahrscheinliche Umstände, daß ich getrieben bin, Ihre für mich so freundschaftliche und für andere Ihre so ansehnliche Berichtigung zu erbitten“. An Lavater kann sich Ropp in dieser peinlichen Angelegenheit trotz freundschaftlicher Beziehungen nicht wohl wenden.

Die Briefe an Lavater zeigen immer wieder von neuem, wie schwer die Verdächtigungen Hoze bedrückten: „Alles, was ich tun kann, ist, daß ich mein Herz unschuldig bewahre und kindlich vor Gott, auf daß ich seine Stimme nicht verkenne, wo und wann er mir vernehmlich wird.

Ich muß — und will es auch — im stillen tieffsten Tale wandeln, auf dem Pfade, den das Evangelium mir zeigt, so wie ich es zu verstehen vermag — bei dem Lampenschein der Religion meines Herzens. Ob ich noch durch Demütigungs- und Prüfungsfeuer gehen soll, weiß, der mich schuf — und wird auch da mich nicht verlassen.

Gott danke ich um jeden Menschen, der unschuldig ist, so viel ein Mensch — auch in seinen Opinionen — es sein kann. Noch mehr um jeden, der als schuldig erklärt und hernach für unschuldig erkannt wird. — Ich kann nichts mehr! Nur mit gepreßtem Herzen vor Gott liegen! Ich sollte gar nicht schreiben“.

Und am Neujahrstage 1795 fragt er sich beklommen, ob der Abendstern eine empfängliche Menschheit mit neuen Erleuchtungen begnadigen wolle. „O, Goethe“, fügt er bei, „Dein Schwanengesang: Edel sei der Mensch — werde Posaunen-Schall“.



Regula, genannt Reinette, de Neuville-Hohe

Die Stimmung wird im neuen Jahre noch gedrückter, da Kolikanfälle und Selbstucht sich eingestellt haben. „Ich weiß überall nicht mehr, was ich schreiben und was ich sprechen soll? — weiß nur, daß ich meine Zeit und meine Welt überlebt habe — und mich nach nichts sehne, als einer stillen, fernen Klause“.

In einem folgenden Briefe möchte er einem Mißverständ-  
nis begegnen. „Wenn ich gleich leßthin sagte: ich habe meine  
Zeit und meine Welt überlebt, so ist's um deswillen in meinem  
Innern nicht dunkel, denn ich glaube mich selber zu verstehen  
... und was mich etwa von außen erheitern und wieder  
orientieren möchte, das können nicht Worte tun, nur Sachen  
und Taten“.

Die Wahl eines neuen Bürgermeisters in Zürich veran-  
laßt Hoze zum Ausspruch: „Wahrlich, wenn ich auch alle Kennt-  
nis, alle Gabe und alle Jurisprudenciam Thuricensem im  
Kopfe hätte — mögt ich nicht mehr Bürgermeister von Zürich  
werden“. Und er fügt hinzu: „Der Weise verläßt die  
Welt, ehe sie ihn verläßt — und tut, was die Franzosen  
sagen: il met un intervalle entre la vie et la mort“.

Zürich hat ihn enttäuscht. Er entschließt sich, zu seiner  
Tochter und zu seinem Schwiegersohn nach Frankfurt zu ziehen.  
In der Heimat zu bleiben, wo ihm so schwerer Verdacht zuteil  
wurde, vermag er nicht. Er wird Zürich und seine Seeufer  
nie mehr sehen.

Am Margarethentag 1795 muß eine Entscheidung gefallen  
sein. Ein Brief vom 28. Juli enthält zwar keine Ortsbezeich-  
nung, berichtet aber, daß Willemer und Thurneisen Hoze be-  
suchten: das kann nur in Frankfurt gewesen sein. Es scheint,  
daß der Schwiegersohn de Neufville ihn bestimmte, mit ihm  
nach Frankfurt zu reisen. Das Leid, das er in der Heimat  
erlitten hat, klingt im Briefe deutlich mit:

„Des guten Namens Eigentum  
Laß mich, Herr, nicht verlieren.“

Die Berichte aus der Heimat und die Fragen seiner Freunde  
bedrücken ihn. „Jedes Wort, jede Nachricht macht mich beben“,  
heißt es in einem folgenden Brief. „Auch Stolz mußte — un-  
schuldig — mir ein Schwert durchs Herz stoßen“. Es geht ein  
Gerücht, Dr. Hoze wäre von der Obrigkeit in Zürich für einen



Vaterlandsverräter erklärt worden und hätte sich nur durch die Flucht gerettet — wäre auch jetzt in Frankfurt am Main.

„Erbarmender Gott!“, schreibt Hoze, „ich erstumme und suche nur Dich. Du kannst und wirst mir heraushelfen. Ohne meinen geraden und festen Tochtermann: was war ich worden? — Am Ende zeigte sich mir in diesem Gerücht der gleiche Geist, der im vergangenen Winter mich drei Tage in Arrest setzen — und im Frühling meinen Bruder in Ketten und Banden nach Wien führen ließ! Daß auch dies zu meiner Demütigung und meinem Heil gereiche! — so ist mein Gewinn groß“.

Als im September 1795 die zürcherischen Truppen aus Stäfa zurückkehrten, suchte Lavater den Freund zu beruhigen: „Morgen Bethtag! Lieber, also hab ich kaum Sekunden. Gott wird Dich nicht verlassen... Unsere Truppen sind alle zurück. Man weiß und erzählt nun — wie Du manchen Landmann abgenommen und herunter gestimmt habest. Bald aber hoff' ich, wird man stillschweigend sich verabreden — von dieser Sache gar nicht mehr zu sprechen... Mir geschehe nichts. Ich freue mich mit Dehmut, nicht ganz stumm gewesen zu sein...“

Aber selbst nach Jahren wird Hoze durch die einstigen Verdächtigungen noch derart bedrückt, daß er sich nicht entschließen kann, seine Tochter Louise nach der Schweiz zurückzubegleiten. „Noch jetzt ergreift mich oft ein Erbeben, wenn ich denke, die Erde zu betreten, die solch schreckliche Gerüchte über mich trug“.

## 12. Hozes Reise durch Deutschland 1796.

Im Mai 1796 muß Hoze schon in Deutschland gewesen sein. Lavater empfiehlt dem Freunde die nach Offenbach reisende Frau Waser-Blank und nennt ihm Nagel, der einst Seeoffizier gewesen sei. In Leipzig soll Hoze die liebe, gute, treue Bäbe Groß von Lavater herzlich grüßen; dort hofft ihn der Bruder Lavaters zu treffen.

„Ich bin seit drei Wochen ein Wanderer“, schreibt Hoze am 11. November 1796 von Halle aus an Lavater. Er ist bereits bei seinen Freunden in Dessau und Wörlitz gewesen und von da nach Gnadau und Barby, den Herrnhuter-Gemeinden, gefahren. In Dessau besuchte er den Fürsten und Behrenhorst, den „Freund mit dem denkendsten, reifsten Kopf und dem

kindlichsten Herzen“. Bei den Herrenhuter Brüdern zu Gnadau und Barby fühlte er sich „in eine neue, reinere, kindlichere, zuversichtlichere Welt“ versetzt. „Man muß das Leben, die Seele, den Geist dieser christlichen Kinder, ihre Einfalt und Klugheit genossen haben, wie ich, um daran zu glauben. O, Zinzendorffs Geist! voll Einfalt, Klugheit und Liebe“. Zu Halberstadt bewundert er Gleims jugendliche Munterkeit. In Wernigerode leidet der treue Benzler unter Lavaters Schweigen. Mit den Stolbergs hat er von jenen Stunden gesprochen, die sie gemeinsam mit Lavater genießen durften. Die Gräfin Augusta kränkt und möchte daher Hoze gerne bei sich behalten. „Ich bin diesem Hause große Erquickung schuldig“, schreibt er am 11. Februar 1797 an Lavater.

In Leipzig wohnte Hoze bei Pestalozzis Schwester, der „stillen, sanften und festen“ Bäbe Groß. Auf der Rückreise nach Frankfurt wurde Weimar besucht. „Da sah ich Wieland, auf dessen Antlik noch Feinheit, Grazie und Laune schweben, Herdern, der ernst, ruhig, bescheiden und herzlich mit mir sprach — drei Stunden lang — und die Frau von Berlepsch, die — immer geistreich — dick und fett worden ist und unstät lebt“. Goethe scheint er nicht gesehen zu haben oder aus Rücksicht auf Lavater nicht zu erwähnen. Zu Erfurt weilte Hoze bei Dahlberg, dem „zuvorkommendsten, höflichsten, kultiviertesten großen Herrn und bei Cunningham, dem weisen, Deinem (Lavaters) wahren, warmen Freund“.

„Über meine sächsische Reise wäre ein Büchlein zu schreiben“, berichtet Hoze im Januar 1797 an Lavater. „Zum Segen warst Du mir oft und lange her und viel auf dieser Pilgerbahn — und wirst mir's bleiben nach der Güte und Erbarmung meines lieben Herrn!“

In Frankfurt sah sich Dr. Hoze bald inmitten eines großen Bekanntenkreises. Die reichen geistigen Beziehungen Zürichs, nicht zuletzt Lavaters, zur Goethestadt wirkten sich aus. Aber auch der Ruf als Arzt machte sich geltend. Die Familien Bethmann und Gontard wünschten seinen Rat. „Ich muß heute nach Wilhelmsbad zu Kranken“, schreibt er an Lavater. Außer dem Familienkreis seines Schwiegersohnes de Neuville scheint ihm namentlich Passavant, der Jugendfreund Goethes, nahe zu stehen. Er sieht Willemer, der vierzig Bände der französischen Ausgabe von Lavaters Physiognomik dem Verfasser in

Zürich zurückzugeben wünscht. Varrentrapp läßt Lavater durch Hoze anfragen, ob er bereit wäre, den Artikel über Physiognomik für die Encyclopädie zu schreiben. — Hoze freut sich der Gastfreundschaft, die ihm „weit herum“ angeboten wird. An Jung Stilling sendet er die Hefte Lavaters über Jesus Christus. Zahlreich sind die Mitteilungen über Schriften, die er liest: „Muße zu solchen Betrachtungen hat der Herr mir bereitet“. Frau Bäbe Schultheß aus dem Schönenhof in Zürich besucht ihn, kurz nachdem sie Goethe gesehen. Der Name des Dichters taucht nochmals auf im Briefwechsel zwischen Hoze und Lavater. „Lasest Du ‚Hermann und Dorothea‘? Welche Kraft hat Gott in diesen Menschen gelegt!“

Im Brief vom 28. April 1797 berichtet Hoze von einem Kriegserlebnis in Frankfurt: „Ich will dir erzählen, welches Wunder ich sah. Am 22. nachmittags um zwei Uhr erschallte das Jubelgeschrei auf der Straße: Friede! Friede! Ich eilte nach dem nahe gelegenen Hause Bethmann, wo der k. k. Commandant wohnt, drängte mich durch das Volk, fand im Hause den französischen Schild-Kurier und vernahm durch die versammelte Familie die Geschichte dieses Kuriers, seine Depeschen, seine mündliche Aussage vom Waffenstillstand und von Friedenspraeliminarien. Friede! Dank erfüllte alle Herzen; Freude strahlte aus allen Augen. Der Friede kam von Gott in der Stunde naher Not, sagte eines zum andern. Aber kaum nach einer Stunde entstand ein schrecklicher Lärm auf der Straße. Menschen drängten sich an Menschen; alles lief stromweise, und das dumpfe Klagen, der bange Ton! Die Franken schlugen sich mit den Kaiserlichen vor den Toren. Die Franken sind in der Stadt!

Etliche hundert fränkische Kürassiere sprengten zum Thor herein, mit verhängtem Zügel durch die Stadt, die französischen Chasseurs ihnen auf dem Fuße nach!“

Seine Tochter Louise aus Aubonne weilt in Frankfurt. Sie pflegt den schwer verwundeten englischen Obersten Cranford, den Hoze behandelt und als „einen der erhabensten Menschen“ bezeichnet, denen er je in seinem Leben nahe gekommen sei.

War Hozes ärztliche Tätigkeit in Frankfurt zunächst eine recht rege, so nimmt sie jetzt ab; nicht, weil das Vertrauen der Patienten fehlte, sondern weil die eigene Kraft zurückging.

„Nicht um der Geschäfte, um meiner Ohnmacht willen leide ich Zeitmangel. Tätigkeit, innere und äußere Kraft nehmen fühlbar ab“, klagt er Lavater. „Ach, mein Bester, mein Berufswirken ist zu einem Nichts geworden. — Indessen sei mir jeder ungesuchte, dastehende Anlaß Pflicht und Befehl von höherem Orte — woher allein Kraft kommen kann in die Ohnmacht, Gedanken in die Gedankenleerheit“.

### 13. Stimmen aus der Heimat.

Die Stimmen aus der Heimat sind ihm Trost und Stärkung. Frau Orelli hat Lavater gefragt, ob keine Aussicht bestehe, daß Dr. Hoze wieder in die Heimat zurückkehre. Dieser freut sich der Nachfrage: „Dank der edeln und guten Frau Landvogt v. Orelli auch recht aus dem Herzen, daß sie mit so vieler Liebe meiner gedenkt — der Herr lasse es Ihr und Ihrem Haus wohl gehen! Kein Sterblicher weiß, wie das thut, wenn mir's oft in einem stillen Moment einfällt — daß hin und wieder — in unbekannter Stille — ein gutes, treues oder erkenntliches Herz bei meinem Scheiden etwas ähnliches empfinden mag! — aber sint der Stunde, da eine unsichtbare, väterlich züchtigende und erbarmende Macht mich hinausgeführt hat aus dem Meinigen, ist meiner Seele kein Ruf, kein Wink begegnet, der zu meinem Innern gesprochen hätte: Du sollst heimkehren an diesen Ort — Du sollst Deine Tage beschließen in diesem Dienst.“

Was ich heute thun lasse durch meine Kinder, das thun sie nach langgenährtem Wunsch mit Ruhe und gerne. — Morgen, sobald ich nicht mehr bin, müssen sie es dennoch tun — und dann mit Schmerz und Herzenleid.

Durch Züchtigung und Demütigung mußte ich herausgerissen werden! — Laß mich anbethen — und schweigen! — und gedenke meiner, vor unserm Herrn. — Er wird mich nicht lassen — und mir ein Plätzchen zeigen, wo ich meines Lebensabends stillen Sabbath feyren soll!“

Da er erneut Grüße von einstigen Freunden und Patienten erhält, schreibt er an Lavater: „Der lieben Frau Landvogt Orelli danke ich herzlich um das liebende Angedenken. Sie gehört auch mir zu den Unvergesslichsten: — aber auch mir ist Richterswil ins Dunkle geschoben — in Nacht begraben — und



das ist Wohltat. — Nur der Nachhall von Liebe und Sehnsucht, der mir noch zuweilen zu Ohren kommt, weckt ein wehmütiges Gefühl. — Sonst mag ich alles tragen, was auch aus der Hütte ferners werden mag“.

Hoze entschließt sich, sein Heim in Richterswil zu verkaufen. Seine gute, ernst kränkelnde Louise wird nach Ostern 1797 mit ihrem Gatten kommen, um „das Richterschwiler Wesen zu beschließen“.

Im Mai 1798 muß er von den Kämpfen vernommen haben, die bei Schindellegi und Rothenthurm gegen die Schwyzer geführt wurden. Er spricht vom Blutgefecht bei Richterswil. „Ich darf mich nicht hineindenken in meinen friedlichen Geburtsort — und unter die Menschen, von denen ich wahrscheinlich viele kannte — und die sich jetzt unter einander würgten“.

Seine Gesundheit ist erschüttert. Der Frühsommer 1798 findet ihn auf einer Reise nach Stuttgart und Wildbad. Über Tübingen, seine „alte, geliebte, akademische Heimat“, erreicht er die Hauptstadt Württembergs, wo er bei Nathanael Seckendorff wohnt. „In diesem Hause, unter diesen Menschen fühle ich eine Sicherheit, einen Frieden, als ich ihn nur bei Bäte Pestaluz, bei Berenhorst, zu Gnadau und Wernigeroda also empfand“. Der Herzog von Württemberg lud Hoze dreimal zu Tafel. „Der Reichtum seiner Kenntnisse, die Bestimmtheit, Richtigkeit seines Urteils, die Eleganz seiner Rede, deutsch und französisch, hat mich frappiert... aber leider hat er einen so enormen Bauch, wie der gute Kurfürst von Köln“.

Von Seckendorff vernimmt Hoze zu seiner großen Freude, daß durch die „Rastätter Note“ den Städten Hamburg, Bremen und besonders der freien Reichsstadt Frankfurt die alte Verfassung gewährleistet sei. Zu solchem Segen, glaubt er, habe der schöne Gemeingeist beigetragen, der diese Städte auszeichne. Er weist darauf hin, wie bei der Bezahlung der Kontribution, die General Custine der Stadt Frankfurt auferlegte — eigentlich nur dem Adel und dem Magistrat auferlegte — alle mitwirkten, auch die Handwerker und die Bewohner von Sachsenhausen. „Nein, nein, sollen sie gesagt haben, wir tragen alle, denn wir alle sind frei — und regierungsfähig“.

Die Gegend von Wildbad erinnert Hoze an das ihm so wohlbekannte, vertraute Glarnerland. Auch da findet er bald interessante Bekanntschaft. Mit Frau von Türkheim-Schöne-

mann — einst Goethes Lilly — speist er auf ihrem Zimmer. In Stuttgart erreicht Hoze die Kunde vom Aufstand der Nidwalder und den Schreckenstagen in Stans. Der Brief an Lavater vom 24. September 1798 läßt seinen tiefen Schmerz erkennen:

„Das schreckliche Blut- und Brandgericht, das über meine Lieblinge, die sonst so treuen, bescheidenen, frommen Unterwaldner erging — oder ergehen mußte? — hat mich durch Seele und Leib erschüttert und gebeugt — Nathanael Seckendorf las es mir zuerst vor: ich mußte weinen. — Mein Herz wird um sie bluten und stille tiefe Wehmut nicht erlöschen mein Leben lang. — Ich darf kaum — und ich muß immer daran denken — Herr erbarme Dich der Übriggebliebenen!! — ich frage nicht mehr, ob alle möglichen Mittel sind erschöpft worden, das arme Volk durch Geduld, Langmut und Liebe allmählig zu bereden, zu überzeugen — Dein letztes Wort aus Aarau gibt mir einen erklärenden Wink — ich frage jetzt nur noch, auf welchem stillen Wege könnte ich am sichersten den armen, geliebten Überbliebenen, um die mein Herz weinet — nach meinem eingeschränkten Vermögen ein Scherflein zukommen lassen?“ — ... Wenn Lavater von seinen Kupferstichen etwas verkaufen könnte, wollte er mehreres hinzulegen. Er hat eine reiche Kupferstichsammlung, zu der Lavater einst die Anregung gab, in Zürich zurückgelassen. — Da er vom Umfang der Hilfeleistung für Nidwalden hört, gibt er seiner Freude in Worten Ausdruck, die Lavater in der Folge zu den seinigen machte: „Die gutmütige Wohltätigkeit der Schweiz bleibt sich immer gleich — Segen ihr dafür! Ihre Almosen werden sie noch retten — Amen! —“

In diesen Wochen sendet Lavater von Zeit zu Zeit „Bulletins“ an Hozé über die Vorgänge in der Schweiz, und dieser gibt die Berichte an die beiden Zürcher Häfelin und Stolz weiter. Am 3. Februar 1798 meldet Lavater, daß die Franzosen ins „Pays de Vaud“ eingerückt seien und schrecklich brandschakten. „Ach, könnte ich doch den Deinigen — in Aubonne — etwas sein“. — In den „Bulletins“ ist endlich von Pestalozzi die Rede. Er und Lavater haben sich in der spannungsvollen Zeit um den Ausgleich zwischen Stadt und Land bemüht. „Ich genieße viel Vertrauen“, berichtet Lavater am 20. Januar 1798, „auch von Pestaluz — das Gutes wirkt“. „Ich schrieb

durch ihn ein Briefchen an den redlichsten Mann in Stäfa“. Und am 14. Februar fügt er dieser Notiz bei: „Der arme, zu Stäfa lebende Pestaluz mit seiner „Cocarde bonpatriote“ tut viel und leidet viel“. Durch Meta Post läßt Lavater aus Zürich melden: „Jetzt gilt's, sich zusammennehmen. Alles geht exzentrisch. Man hat für nichts mehr einen festen Fuß“. In dieser gefährvollen Zeit erinnert man sich in Zürich des Bruder Generals, den man doch nicht für würdig erachtet hatte, ins Bürgerrecht aufgenommen zu werden. „Alles sagt, wenn nur General Hoke schon bei uns wäre“.

Um der Unzufriedenheit auf der Landschaft zu begegnen, hatte nämlich der Rat von Zürich beschlossen, eine Anzahl verdienter Männer aus dem beherrschten Gebiet ins Bürgerrecht aufzunehmen. Nach langen Verhandlungen einigte man sich auf zehn Namen. Weder derjenige des Generals, noch jener Doktor Hokes waren dabei. Diesem scheint die Kränkung widerfahren zu sein, daß die ihm zugedachte Ehrenbezeugung durch die Ränke eines eifersüchtigen Kollegen hintertrieben wurde.

Hokes Bruder kämpfte in jenen Jahren in der Armee des Erzherzogs Karl. Im März 1796 war er zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt worden. Im Spätsommer desselben Jahres berichtet er dem Bruder von seinen Kämpfen:

„Am 1. September kam ich mit meinem Korps vor Würzburg an, nahm die Stadt ein und warf den Feind in die Zitadelle. Am 2. attackierte mich Jourdan. Ich war allein. Das Gefecht endigte sich nur mit der finstern Nacht; ich behauptete mein Terrain... Heute früh wiederholte Jourdan den Angriff mit vier Divisionen. Unsere Kolonnen rückten in der Nacht an; das Gefecht wurde äußerst heftig, vielleicht das hartnäckigste dieses Krieges. Zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags war es entschieden und unser der vollkommenste Sieg! Die Zitadelle hat sich mir auch ergeben und die Kapitulation wird in diesem Augenblick im Nebenzimmer geschrieben. Ich bin gesund“.

Im Jahre 1797 trafen sich die beiden Brüder in Frankfurt. Der General hatte vierzehn Tage Urlaub und benützte ihn, um den Bruder zu sehen. Nach seiner Abreise schreibt Dr. Hoke an Lavater: „Welch ein anderer Mensch als Unsereiner durch Beruf und Pflicht, durch Lebensübung und Erfahrung. Aber



Generalfeldmarschall Johann Konrad von Hoze  
20. April 1739 bis 25. September 1799



ein Berührungspunkt bleibt fest und unentweglich: reine und einfache, warme und innige Bruderliebe aus treuem Herzen“.

Als die französischen Heere in die Schweiz einbrachen, erinnerte man sich in Zürich des ehemaligen Untertanen, der in österreichischen Diensten zu hohen militärischen Würden aufgestiegen war. Er wurde als Retter der Schweiz im Kampfe gegen die französischen Truppen in die Heimat gerufen. Bern ernannte General von Erlach nur mit dem Vorbehalt zum Oberbefehlshaber, daß er „eintretenden Falls“ das Kommando an Feldmarschall-Lieutenant Hoze abtrete. Dieser meldet dem Bruder, daß er sein österreichisches Armeekommando abgegeben habe und seit zwei Tagen seine Ausstattung vergante. Am 4. März traf der General in Schaffhausen ein; er reiste über Eglisau nach Zürich, wohnte hier bei Rittmeister Ott im Schwert und machte seine Besuche bei den Standeshäuptern. Am 7. März beriet der Geheime Rat der Stadt Zürich, wie „der Herr Generalfeldmarschall von Hoze für sein dem Vaterland gebrachtes, großmütiges Opfer versprochener Maßen, nach Maßgab der vorhandenen eingeschränkten Kräfte, entschädigt werden könnte“. Einmütig wurde beschlossen, dem Kaufmännischen Direktorium zu beantragen, aus seinem öffentlichen Fond für hunderttausend Gulden zinstragende sichere Effekten an einem geeigneten Ort außer Landes zu deponieren, damit die jährlichen Zinsen dem Herrn Feldmarschall Hoze zufließen, bis nach seinem Absterben das Kapital an den Fond zurückfließe. An die Reiseunkosten wurden dem General 200 Louis d'or angewiesen, worüber „mit Herrn Gerichtsherr von Orell die nötige Abrede zu treffen“ war.

Am 5. März trat Hoze seine Reise nach Bern an; aber in Aarwangen begegneten ihm am 6. März entwaffnete Berner Milizen. Das Schicksal der Eidgenossenschaft war entschieden, bevor Hoze eingreifen konnte. Er kehrte nach Zürich zurück und reiste von da nach Augsburg und Frankfurt. „Mein Bruder kam an“, schreibt Hoze am 10. April 1798 von dieser Stadt aus an Lavater, „er wird nach Norddeutschland gehen“. Und in der That reiste der General nach Hamburg, wo er mit dem englischen Obersten Cranford zusammentraf und den Prinzen Friedrich von Oranien kennen lernte.

Da wird ihm aus Wien der Oberbefehl über die neapolitanische Armee angetragen. Zwar lehnt er ab; aber er kehrt

doch in österreichische Dienste zurück. In Wien trifft er den Schultheiß von Bern. Mit geheimen Instruktionen für Graubünden weilt Hoze in Wangen in Oberschwaben. Er sieht Alois Reding von Schwyz, Eugen von Courten aus dem Wallis, Anton von Salis-Marshlins, Ferdinand von Roverea aus der Waadt. Im September 1798 weilt er in Thurgau; am 29. Januar 1799 wird er zum Kommandierenden der österreichischen Truppen in Vorarlberg und Graubünden ernannt, bald darauf erhält er den Oberbefehl über alle von England zu besoldenden Schweizertruppen. Er leitet den Angriff auf die Luziensteig und zieht nach seinem Sieg erst in Mayenfeld und bald darauf in Thurgau ein. Zu dieser Zeit schrieb ihm Lavater:

„An des österreichischen Generals  
Baron von Hoze  
Exzellenz.

Mein lieber General,

Man sagt, Sie befinden sich wieder in unserer Nähe. Gott Lob, wenn das Opfer, das Sie Ihrem Vaterlande so großmütig brachten, wieder vergütet worden — und Gott Lob, wenn Sie zu einiger Beschützung des Vaterlandes wieder in unserer Nähe sind“.

In der ersten Schlacht bei Zürich leitete Hoze von Wallisellen aus den Angriff gegen den Zürichberg. Vor Schwamendingen wurde er verwundet, führte aber den Oberbefehl weiter. Nach dem Einzug in Zürich nahm Hoze im Haus zur Krone, dem heutigen Rechberg, Quartier. Die Zürcher Kadetten stellten die Wache vor dem Hause. Gegen den Herbst hin änderten sich die Befehlsverhältnisse; Hoze erhielt den Oberbefehl über den linken Flügel der österreichisch-russischen Armee; er weilte in Glarus, Mollis, Lachen, um Ende August auf das rechte Ufer der Linth zurückzugehen. Kaltbrunn wurde sein Hauptquartier. Von dort aus ritt er an einem nebligen Herbstmorgen zur Rekognoszierung weg; da fiel er außerhalb Schänis durch die Schüsse einer französischen Patrouille. „Er ruhet selig“, schrieb Hoze am 8. Februar 1800 an Lavater, „Gott richtet das Herz! — Mich verlasse keine meiner übrigen Lebensstunden des Wiedersehens fromme Sehnsucht!“

Eine Einladung, nach dem Tode des Bruders nach Aubonne zu reisen, kann Dr. Hoze nicht annehmen; die Schrecknisse dieses Blut- und Feuergerichts haben sein gebeugtes Gemüt so erschüttert, daß sein Entschluß zur Reise wankend geworden ist. Zudem hat das Schicksal eingegriffen: „Eine vornehme Frau aus dem nördlichen Deutschland, die wir kennen, kommt nach Frankfurt mit der Absicht, in meiner Nähe eine Herbstkur zu gebrauchen — sie findet mich nicht — und eilet, mir sagen zu lassen — daß ich ihre Ankunft zu ihrem Zweck hier abwarten soll...“

Voll Freude vernimmt Hoze den Bericht, daß das Volk seiner Heimat trotz des politischen Umschwungs dem zurücktretenden Landvogt von Orelli alle Ehre erwies: „Sehr wohl hat mirs gemacht, wie das Volk sich bei seinem guten Herrn Landvogt abgelezt hat. Das drückt ein Siegel auf sein Herz, das mir schöne Belohnung ist — und ist ein Zeichen für das Volk, das mir immer ein Baum war, voll Äste, wild und verwirrt, niederhängend und lästig dem Stamm, oft fatal dem Wandrer, — aber am Stamm, im Mark nicht verfault. O des guten Gärtners! zum Beschneiden der vollen Äste — und des Baumwachses — auf die Wunden!“

#### 14. Ausklang.

Das Jahr 1799 findet Hoze wieder auf Reisen. Die Unruhe der Zeit und Krankheit in der Familie bedrängen ihn: ...„Ich denke, Du weißt es schon, wie die Sturmwinde der Zeit mich auf ihre Flügel nahmen und wegführten zuerst nach Anspach... dann nach Leipzig... abermals in das Haus meiner guten frommen Bäbe Pestalozzi: In dem Schoße der zuvor-kommensten Liebe aufgehoben bin wie bei meinen Kindern“. — Lavaters Briefe sind selten geworden. „Seit dem 4. März sah, hörte, las ich von Dir nichts mehr“, klagt Hoze am 2. April 1799. „Gedenke meiner und der Meinigten vor dem Herrn — gieb, was Du kannst, Deinem schwachen, einzig der Gnade lebenden Bruder

Johannes.

bei Hr Christian Gottlob Groß.“

Das Leben der beiden Freunde geht seinem Ende entgegen. Aus einem Brief Hokes vom 8. Februar 1800 erfahren

wir noch, daß die jüngere Tochter wegen schwerer Erkrankung „zu Brunnen und Bad“ geführt werden muß. Wildbad soll helfen, „wenn Stille über diesem Erdfleck bleibt“, und des Krieges Schrecknisse die Wanderer nicht verjagen. Gerüchte über das Unglück, das Hoze's jüngere Tochter betroffen, gelangten auch in die Schweiz. Pfarrer Wilhelm Schinz in Seengen schrieb an Antistes J. J. Heß in Zürich: „Wie doch der alte Doctor Hoz auch noch in Prüfungen hereingetrieben wird! Sein Vaterland und seine schöne Wohnung verließ er, und denn mußte er für seine ältere Tochter große oeconomische Aufopferungen machen, um ihren Mann bey Ehren zu halten. Und nun ist die jüngere, Neuville, die oeconomisch gut etabliert war, wahnsinnig und er ist mit ihr in Stuttgart, um so bald möglich von da ins Wilhelmsbad zu gehen! Wie viel des Elends! So auch bey dem sich so mühselig durch die Welt windenden Pestaluz, dessen einziger Sohn durch das immer öfter kommende fallende Weh an Leib und Geist ganz geschwächt!“

Hoze hat von der Schußwunde gehört, an der Lavater leidet: „Dir ist viel zu tragen auferlegt, aber der Kraft noch mehr geschenkt“, tröstet er. Und er sendet Grüße aus dem Bekanntenkreis. „Dich grüßen viele, und besonders mein alter, weiser Bruder von Berenhorst, dem Du sehr viel bist; auch die Rascheloffs und Cunningham“.

Dann folgen die letzten Briefe der beiden Freunde. Derjenige Lavaters — in Erlenbach geschrieben — trägt das Datum des 23. Juli 1800. Er lautet:

„Lieber Hoze,

Ob ich das lektemal an Dich schreibe — steht dahin. Obgleich ich gerade diesen Augenblick es ganz leidlich habe, so ist doch meine Brust auf einen unbeschreiblichen Grad geschwächt, und ich kann kaum begreifen, wie ich mich nicht schon zur Leiche gehustet habe; oft, oft, besonders des Nachts, dauert der die Brust zermalmende Husten über eine halbe Stunde, daß mir das Herz zum Leibe herausklopfen mögte. Doch geht noch kein Blut. Wer mich lange nicht gesehen, kennt mich kaum mehr. Nicht genug kann ich Gott danken, daß mein Geist heiter, und mein Herz ruhig ist. Ich ordne täglich noch etwas, was auf meinen Tod hin berichtet werden soll, und wodurch Zerrüttung oder Verlegenheit verhütet werden kann. Ob ich ans Ziel



komme — weiß Gott. Es sind eben manche schwere Punkte, wo ich keinen Eingang und Ausgang zu finden weiß; ich hoffe aber zu Gott, den ich täglich um Weisheit anflehe, Er werde mir Auswege zeigen, wo ich jetzt noch keine Möglichkeit dazu absehen kann. Mein Vertrauen zu Gott hat in diesen Leidens-  
tagen nicht ab, sondern zugenommen.

Daß Du die ewiglieben Rewentlow in Karlsbaade siehest, Sie Dich sehen, thut mir wohl. Grüße sie herzlich von mir. Danke Ihnen für alles Gute, was sie mir je gethan — so liebevoll, so edel — o, könnt ich, Lieber, auch Dir danken, was Du Unvergeltbares mir und meinem Sohne gethan hast“.

Der letzte Brief Hokes an den leidenden Lavater trägt das Datum des 15. August 1800. Hoke weilt in Karlsbad. Er ist an einer „Entzündungs-Kolik“ schwer erkrankt. „Ich war, oder bin noch jetzt, meinem Ziele sehr nahe! Auch Du, mein Bruder, glaubst dem Deinigen nahe zu sein“. Hoke wurde durch Dr. Sulzer von Lavaters Leiden unterrichtet; er hört, „es sammle sich ein Geschwür unter Lavaters Schußwunde...“

Aus Aubonne ist Hokes Tochter ans Krankenlager ihres Vaters gekommen: „Louise, die Geprüfte, hat große Opfer gebracht, und mit bewunderungswürdiger, weiser Liebe und sanftem Ernst unentweglich ausgehalten. Gewiß! Ihr Lohn wird groß sein. — Gestern Nachmittags, wie schon öfters, besuchte die kranke große Dulderin und wohlthätige Pflegerin Julia Rewentlow mich armen Kranken. Ihr Geist ist Dir innig, innigst nahe — und sie wünschet, daß Du es wissest. — Ist es Ihr möglich, so legt sie diesem ein Blättgen bei. Sie wird in Dresden überwintern, um im Frühling Karlsbad wieder zu gebrauchen. Der Graf kehrt nach Hollstein zurück, ist jetzt Curator der Universität Riel“.

In Karlsbad weilt auch Graf Leopold zu Stolberg, den Hoke täglich sieht. Er hat den Entschluß gefaßt, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren und „genießt nun einen Frieden, den die Welt nicht kennt! Das Heidenthum der protestantischen Theologie“, schreibt Hoke, „zerrisse ihm seine Eingeweide. Er bestunde innere Feuerkämpfe. Jetzt ist ihm die Schmach der Welt und der Verlust zeitlicher Vorteile nichts“. Die guten Wernigeroder trauern und — lieben, denn ihr zweiter Sohn ist mit Stolbergs ältester Tochter verlobt. „Nur Jakobi, der sogenannte Weltweise, benahm sich unweise, ge-

bärdete sich inhuman“. Er mag sich gegen Stolbergs Übertritt zur katholischen Kirche aufgelehnt haben.

„Gott weiß es allein, ob dies meine letzte Zeile an Dich sein wird, — aber das weiß ich, Er wird Dirs in der ewigen Welt lohnen, was Du in dieser an meiner Seele Gutes gethan hast! — (und Legionen stimmen mit mir ein:). Das glaube ich gewiß, daß es uns im bessern Leben wird gestattet sein, an die Hinterlassenen zu denken: — Gedanke meiner! — und das hoffe ich, daß wir uns wieder finden — und anbethen Den, Der ewig die Liebe ist! amen, Halleluja!

Nun muß ich enden: Mein böser Feind im Unterleibe wird durchs Schreiben schneidend gereizt.

über Tod und Grab

Dein

Johannes.“

Lavater ist am 2. Januar 1801 gestorben; vom Tode seines Freundes Hoze berichtet ein Eintrag im Tagebuch der Frau Anna Pestalozzi auf dem Neuhof: „Im Heumonath 1801 starb unser Freund und naher Anverwandter Doktor Hoz bei seiner Tochter Neuveville in Frankfurt, im 78. Jahr seines Alters“. Sie irrt, Hoz wurde nur 67 Jahre alt. Genauere Angaben enthält der Eintrag des damaligen Pfarrers der Gemeinde Richterswil, Salomon Hafner, im Totenbuch: „Herr Johannes Hoz, Medicinæ Doctor, von hier, starb an der Kolic zu Frankfurt am Mayn bei seinem Herrn Tochtermann, Herrn Doctor Neuville, alt 67 Jahre und 8 Tage. Er starb daselbst den 4. Juli und wurde beerdigt den 7. dito. Den von Pfarrer Reil und Obl. Magistrat von Frankfurt a. M. sub. 26. Juli 1801 ausgefertigten Totenschein erhielt den 1. August a. c. und Sonntag, den 2. dito, wurde der Selige allhier unter den Verstorbenen verkündt“.

\*

Lavater und Hoz — Ihr Briefwechsel ist zum Denkmäl treuer Freundschaft geworden.

\*

\*

\*

15. S t a m m t a f e l

**Großvater Hans Jakob Hoh,** getauft 21. August 1653 in Richterswil  
in erster Ehe verheiratet 7. August 1683 in Wädenswil mit Anna Eschmann

- Kinder: 1) Regula, get. 27. April 1684  
2) Susanna, get. 10. Januar 1686  
3) Hans Konrad, get. 29. April 1688

in zweiter Ehe verheiratet mit Anna Esther Escher  
in dritter Ehe verheiratet mit Barbara Haab

- Kinder: 4) Hans Heinrich, get. 5. Juni 1701  
5) Elisabeth, get. 4. Juni 1702  
6) Johannes, get. 17. Mai 1705 (Dr. Hohes Vater)  
7) Jakob, get. 25. April 1707  
8) Hans Jakob, get. 9. September 1708  
9) Barbara, get. 6. April 1710  
10) Anna, get. 7. Juni 1711  
11) Hans Kaspar, get. 4. Dezember 1712  
12) Anna Barbara, get. 18. März 1714  
13) Susanna, get. 6. August 1715, begraben 23. Januar 1716  
14) Susanna, get. 7. März 1717, begraben 4. April 1718  
15) Susanna, get. 10. November 1720 (Mutter Heinrich Pestalozzis)

**Vater Johannes Hoh,** getauft 17. Mai 1705, begraben 19. April 1776  
in erster Ehe verheiratet 28. Oktober 1732 mit Judith Geßner, getauft  
5. Dezember 1704, begraben 24. März 1758

- Kinder: 1) Johannes, get. 27. Juni 1734 (der spätere Dr. Hohe)  
2) Hans Heinrich, get. 7. Februar 1736  
3) Diethelm, get. 30. April 1737, gest. 15. Mai 1756 als stud. med.  
4) Johann Konrad, get. 20. April 1739 (späterer Eintrag im  
Taufbuch), gest. 25. September 1799 (General)  
5) Hans Jakob, get. 19. November 1741, begr. 27. März 1746  
6) Johann Baptist, get. 16. Juli 1746, begr. 3. September 1746  
(Vater: Joh. Baptist Pestalozzi, der Vater Heinrich Pestalozzis)

in zweiter Ehe verheiratet 17. April 1768 mit Anna Maria Vollier von Zürich,  
begraben 2. Februar 1771, ohne Kinder

**Dr. Johannes Hohe,** getauft 27. Juni 1734, gestorben 4. Juli 1801  
verheiratet 15. Juni 1760 mit Anna Elisabetha Pfenninger von Stäfa,  
getauft 7. Oktober 1742, gest. 24. September 1804 in Winterthur

- Kinder: 1) Johannes, get. 29. März 1761, begr. 23. August 1761  
2) Judith, get. 6. Juni 1762, begraben 14. August 1762.  
3) Anna Elisabetha, später genannt Louise, get. 24. Februar 1767,  
verheiratet mit J. Sigismund Crinsoz, Lubonne (Waadt)  
4) Regula, später genannt ReINETTE, get. 6. August 1769, ver-  
heiratet mit Dr. Matthias Wilhelm de Neufville, Frankfurt

## 16. Quellen und Literatur:

### Quellen:

- Johannes Hohe an Joh. Caspar Lavater, 231 Originalbriefe und 18 Kopien, Familienarchiv Lavater, Ms. 514, Zentralbibliothek Zürich.  
Johannes Hohe an Frau Ratsherr Meyer in Aarau, Zentralbibliothek Zürich, Ms. V 318, 35 (Briefe mit ärztlichen Ratschlägen).  
Johannes Hohe an Bürgermeister Landolt in Zürich über den Handel der Garten und Linden in Schwyz, Zentralbibliothek Zürich, Ms. Z I 349.  
Johannes Hohe im Briefwechsel mit Jakob Sarasin in Basel, Familienarchiv Sarasin, Staatsarchiv Basel, F 11, 8 (mit einem Bildnis Hohes).  
Pius Ropp an J. J. Heß in Zürich, Familienarchiv Heß, 181ac, Nr. 249.  
Johannes Hohe an Canonicus Schinz „hinterm Münster“, 113 Briefe medizinischen Inhalts, die eine besondere fachmännische Bearbeitung verdienen, Zentralbibliothek Zürich, Ms. V 318, 35a.  
Briefwechsel zwischen Dr. med. Paul Usteri und Dr. med. Römer, Zürich, Familienarchiv Usteri, Zentralbibliothek Zürich (s. auch G. Guggenbühl, Bürgermeister Paul Usteri [1768—1831], Aarau 1931).  
Dr. Landis an J. J. Heß über den Plan einer Lesegesellschaft in Richterswil, 1795, Familienarchiv Heß, 181ac, Nr. 246.  
Wilhelm Schinz, Pfarrer in Seengen, an Antistes J. J. Heß in Zürich über Hohes Schicksal, 1800, Familienarchiv Heß, 181ai, Nr. 95.

### Literatur:

- Wilhelm Meyer-Ott, Johann Konrad Hoh, später Friedrich Freiherr von Hohe, R. R. Feldmarschall-Lieutenant, Zürich 1853, F. Schultheß.  
Alfred Rufer, Pestalozzi, die Französische Revolution und die Helvetik, Bern 1928, Paul Haupt.  
Armorial vaudoise. Livre d'or des familles vaudoises. Montée, Dictionnaire biographique vaudoise (über die Familie Crinsoz de Cottens).  
Joh. Georg Zimmermann, Leibarzt in Hannover, Über die Einsamkeit, 4 Teile, Leipzig 1785.  
S. A. D. Tissot, Zimmermanns Lebensgeschichte, aus dem Französischen übersetzt, Zürich 1797.  
Albert Keller, Aus der Geschichte der Herrschaft Wädenswil, VII. Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil auf das Jahr 1936.  
Diethelm Freh, Die Entstehung der Lesegesellschaft Wädenswil, XI. Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil auf das Jahr 1940.

\*

## 17. Personenverzeichnis:

- Auf der Mauer, Joseph Augustin, Landesstatthalter in Schwyz 1779—1781 (Hist.-biogr. Lexikon) 129, 132  
Basedow, Joh. Bernhard (1723—1790), der Begründer des Philanthropius in Dessau; der erste Band seines „Methodenbuches“ erschien 1770, bald darauf die ersten drei Bände seiner „Elementarbücher“ mit 53 Kupfer-  
tafeln 150ff.



- v. Behrenhorst, Georg Heinrich (1733—1814), natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau, Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst“ (1797); seine „Selbstbekenntnisse“ sind in Form eines Briefes an Dr. Hohe geschrieben worden (Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 2, S. 287) 155
- Benzler, Joh. Lorenz, Sekretär des Grafen zu Stolberg-Wernigerode (49 Briefe im Lavaterarchiv) 179
- v. Berlepsch, Emilie, geb. v. Oppel, Heidelberg u. Weimar (9 Briefe im Lavaterarchiv) 179
- v. Bethmann, Simon Moriz (1768—1826), Mitbegründer des großen Bankhauses in Frankfurt a. M. 179
- Bluntschli, Joh. Kaspar, genannt Menalt (1743—1767), Jugendfreund Pestalozzis (s. Pestalozziblätter 1898, S. 42) 133
- v. Böhmer, Joh. Sam. Friedr. (1704—1772), Professor der Rechte in Halle 117
- v. Bonstetten, Karl Viktor, Landvogt in Nyon (1745—1832) 158
- v. Büchner, Andreas Elias (1701—1769), Geheimer Medizinalrat, Verfasser medizinischer Lehrbücher 117
- Cunningham, Francis, Erfurt (155 Briefe an Lavater, Familienarchiv Lavater, Ms. 506) 179
- Deßau, Fürst Leopold Friedrich Franz v. Anhalt-Deßau (1751—1817) (53 Briefe im Familienarchiv Lavater, Ms. 519) 154
- Effinger, Rudolf Emanuel, v. Wildegg (1771—1847), gehörte zum Gefolge des Generals Hohe, kämpfte 1798 im Grauholz, 1813 Oberbefehlshaber aller bernischen Streitkräfte 159
- Gaßner, Joh. Joseph (1727—1779), katholischer Geistlicher; seine Krankenheilungen durch Teufelsaustreibung erregten um 1775 großes Aufsehen 162
- Gellert, Christian Fürchtegott (1715—1769), seit 1751 Professor an der Universität Leipzig; 1746 erschienen seine „Fabeln und Erzählungen“, 1757 seine „Geistlichen Oden und Lieder“ 118
- Geßner, Johannes (1709—1790), Dr. med., Naturforscher, Professor der Mathematik am Karolinum in Zürich, Gründer der Physikalischen Gesellschaft 116
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig (1719—1803), Verfasser der „Preussischen Kriegslieder“, seit 1747 Domsekretär zu Halberstadt 179
- Grafeli, Joh. Kaspar (1754—1811), seit 1784 Hofkaplan des Fürsten von Anhalt-Deßau in Wörlitz, 1793 Pfarrer in Bremen, 1805 Oberprediger in Bernburg 183
- v. Hallwil, Franziska Romana, 1775 von Abraham Johann v. Hallwil aus Wien entführt (s. Abraham Eman. Froelich, Schweiz. Jahrbuch für 1857, ebenso Pestalozzi-Blätter 1880, p. 41) 157
- Hausser, Fridolin Joseph (1713—1783), Näfels, Landammann 1749—1751 und 1754—1756 129
- Hedlinger (= von Hettlingen) Viktor Laurenz (1733—1793), Landesschatzmeister um 1765, Landammann des Standes Schwyz 1769 133, 151
- Jerusalem, Joh. Friedrich Wilhelm, Braunschweig (5 Briefe im Familienarchiv Lavater, Ms. 515) 158
- Jück, Karl Dominik (1707—1767), Landammann und Pannerherr in Schwyz 125

- Jung Stilling (Heinrich Jung) (1740—1817), studierte Medizin in Straßburg, wo Goethe ihn kennen lernte, wirkte als Arzt in Elberfeld, seit 1784 in Heidelberg, Geheimrat des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden 180
- Rascheloff, Radion de, Petersburg (8 Briefe im Familienarchiv Lavater, Ms. 516) 188
- Landis, Kaspar, Dr. med., Richterswil 173
- Landolt, Hans Kaspar (1702—1781), Bürgermeister von Zürich 1762—1778 125
- Marty, Bartholome (1715—1786), Landammann von Glarus 1761—1764 132
- v. Matthison, Friedrich (1761—1831), Dichter, Lehrer am Philantropin in Dessau, folgte 1787 einer Einladung des Landvogts R. V. von Bonstetten nach Nyon 158
- Menalt siehe Bluntschli
- v. Orelli, David (1749—1813), Landvogt zu Wädenswil, vermählt mit Regula Escher (v. Glas) (s. Hs. Schultheß, Die von Orelli, Zürich 1941, S. 218) 175, 181, 187
- Passavant, Jakob Karl Ludwig (1751—1827), Prediger an der deutsch-reformierten Gemeinde in Frankfurt seit 1795 (s. Pestalozzianum, 1941, p. 27) 179
- Pfeffel, Konrad (1736—1809), bekannt als Dichter und Leiter einer Erziehungsanstalt in Colmar 149
- Pfyl, Franz Dominik (1732—1813), Landammann zu Schwyz 1765 127
- Post, Meta, Bremen (43 Briefe an Lavater, Familienarchiv Lavater, Ms. 523) 184
- Rahn, Hans Konrad (1737—1787), Dr. med., Stiftspfleger, 1782 Professor am mediz.-chirurg. Institut Zürich 173
- v. Reding, Franz Anton (1711—1773), Landammann zu Schwyz, 1765 wegen seiner Parteinahme für Frankreich von der Landsgemeinde abgesetzt und aller Ämter verlustig erklärt 125
- v. Reding, Joseph Nazar (1711—1782), Generallieutenant, Landammann und Zeugherr zu Schwyz, 1771 wieder in seine Ämter eingesetzt 124
- Reichlin siehe Richling
- v. Rewentlow, Julia, Endendorf, Holstein (5 Briefe im Familienarchiv Lavater, Ms. 524) 189
- Richling (= Reichlin) Joseph Martin (1723—1794), Führer der „Linden“ zu Schwyz, 1765 gebüßt und der Ämter entsetzt, 1777 wieder in seine Ehren eingesetzt 132
- Scherb, Jakob Christoph (1736—1811), Dr. med., in Bischofszell, schrieb 1779 „Über die Einpfropfung der Pocken“ 124, 164
- Schinz, Salomon (1734—1784), Dr. med., Chorherr, Mitbegründer des mediz.-chirurg. Instituts Zürich 123
- Schmid, Hans Konrad, von Utikon am Zürichsee, mit Barbara Höß, einer Schwester des Chirurgen Höß, verheiratet (s. Dr. A. Corrodi-Sulzer, Zur Biographie Heinrich Pestalozzis, Pestalozzianum 1924) 169
- v. Seckendorf, F. F., herzoglich-württembergischer Kammerherr und Regierungsrat, Stuttgart (19 Briefe, 1788—1800, im Familienarchiv Lavater, Ms. 526) 182
- Stolberg, Graf Friedrich Leopold (1750—1819), Verfasser der „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien u. Sizilien“ (4 Bände, 1794), trat am 1. Juni 1800 zur katholischen Kirche über 171, 179, 189

- Stolz, Joh. Jakob (1753—1823), aus der Zürcher Linie des Geschlechts, 1781 als Prediger nach Offenbach berufen, 1784 zweiter Prediger an der St. Martin-Gemeinde in Bremen, gestorben in Zürich (71 Briefe im Familienarchiv Lavater, Ms. 528) 171, 177
- v. Tschudy, Fridolin Joseph (1741—1803), Landesstatthalter in Glarus 1766, Landammann 1769—1771, Ritter des toscanischen St. Stephansordens 151
- v. Türkheim-Schönemann (Goethes Lilly) Anna Elisabeth (7 Briefe im Familienarchiv Lavater, Ms. 529) 182
- Ulrich, Bernardin, alt Landvogt in den Freyen Ämtern, 1776 Landvogt zu Uznach 131
- Varrentrapp, Konrad, Prof. Dr., berühmter Arzt in Frankfurt a. M., Vater des Mediziners und Hygienikers Georg Varrentrapp (1809—1886) 180
- v. Wattenwil, Marx Sigmund Emanuel (1741—1781), Landvogt auf Schloß Landshut bei Kirchberg 123
- Weber, Hans Heinrich, von Hirslanden (1707—1775), vermählt mit Anna Barbara Hof von Wädenswil, Pestalozzis „Onkel Weber“ (s. Dr. A. Corrodi-Sulzer, Pestalozzis Beziehungen zur Zürcher Seidenindustrie, Zürcher Taschenbuch 1926) 117, 118
- Weber, Felix Ludwig (1713—1773), Kanzler des Gotteshauses Einsiedeln in Schwyz 127, 129
- Wichelhausen, Johannes, in Bremen; leider vermochten die Organe der Staatsbibliothek Bremen nichts Näheres über diesen Mann festzustellen (s. Diethelm Freß, Die Entstehung der Lesegesellschaft Wädenswil, Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil auf das Jahr 1940, S. 200, Anm. 61) 175
- Willemer, Joh. Jakob (1760—1838), Bankier in Frankfurt a. M., mit Goethe befreundet; der einzige Sohn, Bramy, war Bögling Pestalozzis in Yverdon 179
- Ziegler, Jakob Christoph, 1710—1782, Rittmeister, Mitglied der Zinskommission, kaufmännischer Direktor 131
- Zimmermann, Johann Georg (1728—1795), Stadtarzt in Brugg, Hofarzt in Hannover (s. Tissot, J. G. Zimmermanns Lebensgeschichte, aus dem Französischen übersezt, Zürich 1797) 142ff.
-